

REINHARD KEKULE
VON STRADONITZ

VON

HANS SCHRADER

SONDERABDRUCK AUS DEM BIOGRAPHISCHEN JAHRBUCH
FÜR ALTERTUMSKUNDE 1913

Bibliothèque Maison de l'Orient



149588

R. Kekule von Stradonitz.

Geb. 6. März 1839, gest. 22. März 1911.

Von

Hans Schrader in Wien.

I.

Kindheit, Schul-, Studien- und Reisejahre. 1839—1868.

Reinhard Kekule ist am 6. März 1839 zu Darmstadt geboren. Sein Vater, der Hofgerichtsadvokat Karl Kekule, entstammte einer seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts im Hessischen ansässigen Juristen- und Beamtenfamilie, die ihren Ursprung auf das böhmische Adelsgeschlecht der Kekule von Stradonitz zurückleitet. Der letzte Angehörige des böhmischen Hauses hat nach der Schlacht am Weißen Berge um seines protestantischen Glaubens willen die Heimat verlassen und in Franken Zuflucht gefunden; von dort ist die Familie über Fulda ins Hessische eingewandert. Der seit der Auswanderung aus Böhmen außer Gebrauch gekommene Adel ist mit Genehmigung des Königs von Preußen im Jahre 1895 wiederhergestellt worden.

Karl Kekules Interessen gingen weit hinaus über den Kreis seines nächsten Berufes. Dichterisch veranlagt, tief ergriffen von der romantischen Begeisterung für die „teutsche“ Vergangenheit, erfüllt von dem hohen Bildungsideal der Zeit, führte er in inniger Gemeinschaft mit seiner wenig jüngeren Frau Marie (geborenen Volhard) und mit gleichgesinnten Freunden ein in aller Anspruchslosigkeit des äußeren Daseins reiches und hochgestimmtes Leben. Auch in eigener dichterischer Produktion hat er sich vielfach versucht; einiges liegt gedruckt vor: ein Jugenddrama, „Die böhmischen Händel“, aus der Familientradition geschöpft und erfüllt von Schillerschem Geiste, eine Übersetzung der Gedichte Petrarcas, im reiferen Mannesalter gemeinsam mit dem später im Wiener Auswärtigen Amte zu bedeutsamer Tätigkeit gelangten Ludwig von Biegeleben verfaßt, endlich nachgelassene Gedichte. Zahlreich sind die Entwürfe und Vorarbeiten für Dramen, meist aus der deutschen Geschichte, die sich im Besitze der Familie befinden. Dieses starke

dichterische Interesse hielt wohl Karl Kekule von aktiver Beteiligung an den politischen Kämpfen der Zeit zurück. Manchem der Führer der freiheitlichen und nationalen Bewegung hat er persönlich nahe gestanden: Heinrich Hofmann, der für seine politischen Überzeugungen durch ein langes Martyrium büßen mußte, war sein Schwager, ein Verwandter auch Minnigerode, dessen politischen Prozeß er mit Hingebung geführt und gewonnen hat; Heinrich von Gagern war dem Kekuleschen Hause in naher Freundschaft verbunden und hat an Reinhard Patenstelle vertreten. In dieser geistigen Höhenluft ist Heinrich Friedrich Reinhard als siebentes Kind, dritter Sohn geboren. Am Vorabend seines vierten Geburtstages starb ihm der Vater — der Eindruck der Abschiedsstunde, in der der Sterbende auch das jüngste Kind mit freundlichen Worten ermahnte, der Mutter immer Freude zu machen, hat sich ihm für immer eingepägt.

Die Witwe mit ihren sechs Kindern — der älteste Sohn war schon früh, als sechsjähriger Knabe gestorben — zog zu den Schwiegereltern. Der alte Geheimrat Kekule, vordem Amtmann zu Braubach a. Rh., hatte sich in Darmstadt zur Ruhe gesetzt und bewohnte mit anderen Verwandten ein geräumiges Etagenhaus. An dem Familienhause und -hofe, an den Spielen mit den unter demselben Dache wohnenden verwandten Kindern hafteten die glücklichsten Erinnerungen Kekules aus der Knabenzeit. Mit der abgeklärten Ruhe des Greisenalters stand der Großvater über dem Kindertreiben, von der Jugend mit einer scheuen Ehrfurcht betrachtet, der es keinen Eintrag tat, wenn der alte Herr, gut gelaunt, die Kinder mit Gesichterschneiden unterhielt, in dem er Meister war. Es hat dem temperamentvollen, manchmal in jäher Heftigkeit ausbrechenden Knaben tiefen Eindruck gemacht, daß der Großvater, eines Tages Augenzeuge einer solchen Szene, in souveränem Gleichmut das Haupt schüttelnd nur sagte: „Ein merkwürdiger Junge.“ So waren es in der Hauptsache weibliche Wesen, die für die Erziehung des Knaben entscheidend wurden, mehr vielleicht als die viel leidende, sorgenvolle Mutter, die der feinfühlige Knabe gern schonen mochte, die Großmutter und die Schwestern. Die Großmutter Sophie (geborene Zimmermann aus Darmstadt), eine lebhaft, gescheite, schönheitsdurstige Frau, die, wie es scheint, das künstlerische Element in die Familie gebracht hat, wurde wieder froh und jung mit den Enkeln. Von den vier Schwestern war es die älteste, Sophie, die, bei dem Tode des Vaters schon siebzehnjährig, durch das Erbe seiner Art und durch seine Erziehung ein ungewöhnliches Mädchen von seltsamer Schönheit, den Knaben recht eigentlich erzogen hat. So hat er selbst es ausgesprochen, und die innerlichste geistige Gemeinschaft, in der Gleichartigkeit der Naturen

wurzelnd, hat die Geschwister bis zuletzt verbunden. Als sie, die unvermählt geblieben war und das schwere Geschick einer aus einer Schwäche des Rückgrates entwickelten körperlichen Entstellung mit heiterer Großartigkeit trug, den Tod nahen fühlte, ließ sie sich von Darmstadt nach Berlin in des Bruders Haus geleiten, um bei ihm zu sterben.

Mit dem Tode der Großeltern trat ein Umschwung in den Verhältnissen ein. Die Mutter zog mit den Kindern in eine kleinere Mietwohnung, und von nun an empfand der Knabe mit den Seinen die notwendige Einschränkung der Lebenshaltung. Für alles aber, was zur Ausbildung der Kinder wünschenswert war, wurde immer Rat geschafft. So war es ganz selbstverständlich, daß der musikalische Knabe trefflichen Violinunterricht erhielt und aller guten Musikaufführungen, wenn auch auf dem bescheidensten Platze, teilhaft wurde.

Das Darmstädter Gymnasium, das der Knabe durchmachte, war, wie er später zu sagen pflegte, „gottlob eine sogenannte schlechte Schule“, d. h. er hatte wenige ausgezeichnete Lehrer, die das Interesse der Schüler zu fesseln wußten, während die Mehrzahl schlecht und recht ihr Pensum herunterarbeitete. Doch kam es wohl vor, daß ein ungeschickter Lehrer das zarte Ehrgefühl des Knaben verletzte, so daß er mit Entschiedenheit sich weigerte, die Schule wieder zu betreten, und noch im Alter hat ihn solche Ungerechtigkeit, obwohl durch das Eingreifen der Mutter ins Gleiche gebracht, zornig erregen können.

In den Mittelklassen waren es besonders die deutschen Stunden, in denen er sich auszeichnete. „Kekule scheint zu denken, 2^{1/2} Seiten von ihm seien gleichwertig mit 10 Seiten der anderen“ — so hieß es wohl einmal. Denn schon damals feilte er an seinen Arbeiten, bis er sie in die knappste Form gedrängt hatte. In den Oberklassen wurde der Philologe Boßler sein Ordinarius, und dem Einfluß dieses feinen, stillen Gelehrten ist es zu danken, daß Kekules Sinn für die klassischen Studien zur Entfaltung kam. Achtzehnjährig verließ er als Primus omnium das Gymnasium und bezog nach einem im Familienkreise verbrachten der Erholung und Sammlung gewidmeten Sommer im Herbst 1857 die Universität Erlangen mit dem Entschluß, sich philologischen Studien zu widmen. Diese aller Familientradition zuwiderlaufende Berufswahl begegnete starkem Widerspruch, aber die Mutter vertraute ruhig dem richtigen Gefühl des Sohnes, noch bestärkt darin durch den treuesten Freund des verstorbenen Mannes, Alexander Pagenstecher, der auf die Mitteilung von Reinhard's Wunsch erfreut ausrief: „Darin erkenne ich die angestammte Anlage: Reinhard's Vater und Oheim (der früh verstorbene Wilhelm Kekule) waren geborene Philologen.“

Was Kekule zunächst anzog, war die vergleichende Sprachwissenschaft, der er auch in späteren Jahren ein brennendes Interesse entgegengebracht hat. Oft, wenn er in der Akademie der Wissenschaften einen Vortrag aus diesem Gebiete gehört hatte, regte ihn das so lebhaft an, daß er den Schlaf nicht fand, und in solchen Stimmungen konnte man ihn wohl äußern hören, daß er seinen Beruf verfehlt habe. Aber schon in Erlangen trat der Einfluß der Philologen Döderlein und Nägelsbach, die ihn eigentlich dorthin gezogen hatten, zurück neben der Lehre von Karl Friederichs, der ihn in die antike Kunst einführte und damit seinen Studien die entscheidende Richtung gab. An dem Verbindungsleben, das damals in der kleinen Universitätsstadt den Ton beherrschte, hat Kekule seiner ganzen Art nach keinen Gefallen gefunden und war daher in seinen drei Erlanger Semestern zu einem ziemlich einsamen Leben verurteilt, in das nur der Verkehr in den Familien seiner Lehrer und in dem ihm vom Elternhause her nahestehenden Hause des Chirurgen Thiersch einige Abwechslung brachte. Auch wanderte er wohl zu Fuß nach Nürnberg, um eine berühmte Sängerin zu hören.

Nach einem in Göttingen verbrachten Semester wandte er sich im Winter 1859 nach Berlin, wohin inzwischen Friederichs seine Tätigkeit verlegt hatte. Die Breite seiner Interessen verraten die Namen der Lehrer, die er dort neben den Archäologen E. Gerhard und Friederichs gehört hat: Boeckh, Bopp, Droysen, Haupt, Trendelenburg, Weber. Aus seinen Briefen an die Mutter klingt meist ein munterer Ton; in der eigenen Erinnerung erschien ihm diese Zeit als recht einsam und reich an Arbeit und Entbehrung. Am 9. Dezember 1861 wurde Kekule auf Grund der Eduard Gerhard gewidmeten Dissertation „De fabula Meleagrea“ zum Doktor promoviert und als Amanuensis Gerhards, des fast erblindeten, aber immer unermüdlich Tätigen, hat er noch zwei Jahre in Berlin zugebracht. In jene Zeit fiel eine Aufforderung, die Stelle als Erzieher und Reisebegleiter des jungen Herzogs von Marlborough zu übernehmen. Die glänzenden Bedingungen und die Aussichten, die sich daran knüpften, legten der Mutter den Wunsch nahe, daß Reinhard annehmen möge. Da war es Droysen, der mit leidenschaftlicher Bestimmtheit abriet, ja schalt, daß er nur einen Augenblick habe schwanken können zwischen dem reinen Dienst der Wissenschaft und Menschendienst — Beweis genug dafür, welchen starken Eindruck von Kekules wissenschaftlicher Begabung auch ein ihm ferner stehender Gelehrter gewonnen hatte. Kekule hat Droysen seine entschiedene Einwirkung zeitlebens gedankt; was er statt jener glänzenden Position erwählte, die Jahre einsamer, mühseliger Arbeit im Dienste des Halbblinden, waren ihm eine unschätzbare Vorbereitung, gaben das breite

und feste Fundament, auf dem er in den italienischen Jahren seine wissenschaftliche Arbeit frei und selbständig aufbauen konnte. Kekule selbst hat fast fünfzig Jahre nach seiner Promotion, wenige Wochen vor seinem Tode, dem Gefühl der tiefen Dankbarkeit, mit dem er nie aufgehört hat, dieses „edlen, hochstehenden Mannes“ zu gedenken, Ausdruck verliehen in seiner Ansprache beim siebzigsten Winckelmannsfeste der Berliner archäologischen Gesellschaft. Wird hier in schlichter Klarheit die Bedeutung Gerhards für die Entwicklung der archäologischen Studien im allgemeinen dargelegt, so hat R. Schöne in handschriftlichen Aufzeichnungen über seine römischen Jahre, die ich benutzen durfte, den Gewinn, den Kekule persönlich aus dem langen und engen Zusammenleben mit Gerhard geschöpft hat, folgendermaßen ausgesprochen: „Aus diesen bei Gerhard verbrachten Jahren hatte Kekule eine Kenntnis des literarischen und monumentalen Materials davongetragen, durch die er seinen römischen Genossen wohl allen überlegen war. Ein Schatz persönlicher Tradition aus der archäologischen Arbeit, in deren Mittelpunkt Gerhard seit den zwanziger Jahren führend gestanden hatte, aus dem persönlichen Zusammenarbeiten internationaler Kräfte war ihm von dieser Zeit her überkommen, aus dem seine Freunde nur mit bescheidenem Danke schöpfen konnten. Gerhard war zum Archäologen in Italien geworden, in der unmittelbaren Anschauung der Denkmäler, in unmittelbarer Berührung mit ihnen; seine Vasenkenntnis war auf dem Ausgrabungsfelde von Vulci geboren. Diese Mitgift brachte Kekule mit nach Italien, sie hat sein Verhältnis zu den antiken Denkmälern bis an sein Lebensende bestimmt. Hier liegt ein tiefgreifender Unterschied gegen die archäologische Bildung der meisten seiner römischen Genossen, die vorwiegend auf das in literarische Form gebrachte Material gegründet war.“

Im Herbst 1863 ging Kekule mit einem Reisestipendium des archäologischen Instituts über Florenz nach Rom. Das Stipendium wurde ihm auch für das nächste Jahr verliehen, und durch Übernahme mannigfacher Arbeiten, namentlich durch Beteiligung an den Institutsgeschäften als Gehilfe Henzens, machte er es möglich, noch drei weitere Jahre, bis zum Frühling 1868, im Süden zu verweilen. Über diesen Jahren lag immer in Kekules Erinnerung ein festlicher Glanz. Damals zuerst hat er nach einsamen und entbehrungsreichen Studienjahren in vollen Zügen das Glück genossen, in einem vielfach angeregten Kreise von Mitstrebbenden, unter denen er bald zwei fürs Leben treue Freunde gewann, die Schätze alter und neuer Kunst, die Pracht südlicher Natur, den für den sprachbegabten doppelt unwiderstehlichen Zauber der italienischen Sprache und Urbanität zu erleben. Das intime Ver-

ständnis der Sprache und der Umgangsformen — eine wichtige Vorbedingung für das Einleben in die neue Umgebung — ist ihm vermutlich sehr erleichtert worden durch den langen und nahen Verkehr mit Gerhard, der alle ihre Feinheiten beherrschte, alle ihre Nuancen bewußt anzuwenden verstand. So hat Kekule das Italienische — nach R. Schönes Zeugnis — von allen seinen Alters- und Studiengenossen, vielleicht mit einziger Ausnahme U. Köhlers, am besten und geschmackvollsten handhaben gelernt, wie er denn auch das Studium der seit Manzoni erblühten Literatur mit großer Vorliebe pflegte und namentlich an Giusti große Freude hatte. Daneben zog ihn die Volkspoese an: *Tigris Canti popolari Toscani* waren sein ganzes Entzücken. Noch nach Jahren fließen ihm in Briefen an Benndorf italienische Worte und Wendungen aus der Feder.

Den größten Teil jener glücklichen fünf Jahre verlebte Kekule in Rom, im archäologischen Institut, dem damals Henzen und (bis Ostern 1865) Brunn vorstanden. Auf Brunn war Kekule durch seine wissenschaftlichen Interessen zunächst angewiesen, und er hatte auch eine natürliche Sympathie für dessen persönlich wissenschaftliche Richtung und Anschauungsweise. In allen Fragen künstlerischer Würdigung und Interpretation von der unbefangenen Anschauung auszugehen, lag ihm von Natur nahe, und darin wurde er durch Brunns Beispiel bestärkt. Namentlich in bezug auf die Interpretation der Vasen und Sarkophage, die damals mehr als heute im Vordergrund des Interesses stand, haben in dieser Richtung wohl die meisten der jungen Kapitoliner einen starken und wohlthätigen Einfluß von Brunn erfahren. Die meisten kamen mit einer verhältnismäßig starken Rüstung von mannigfacher Gelehrsamkeit nach Rom, die in der Neigung zu zahlreichen Anmerkungen ihrer Annalenaufsätze einen äußeren Ausdruck fand. Dem gegenüber war Brunn immer darauf gerichtet, daß zuerst aus dem Monument selbst, dann aus der Analogie verwandter Darstellungen festgestellt und zum Bewußtsein gebracht würde, was der Künstler dargestellt habe bzw. habe darstellen wollen: er wollte die Anschauung möglichst wenig von vornherein durch Mythenversionen und sonstige Gelehrsamkeit beeinflußt wissen. Ähnlich war seine Stellung zur Kunst, speziell zu den kunstgeschichtlichen Tatsachen und den Problemen der Skulptur. Die individuellen Eindrücke, die Brunn von den Bildwerken gewann, bildeten sich nicht rasch, sondern nach und nach, durch immer wiederholtes, geduldiges Anschauen. Etwas Ähnliches war bei Kekule der Fall, und auch das wurde durch Brunns Beispiel und Einfluß bestärkt und gefördert. Auch in dem Verhältnis zur modernen archäologischen Literatur ist Brunns Einfluß auf Kekule

wohl wirksam gewesen, so in dem Grundsatz, immer zuerst zuzusehen, was bei Visconti und Zoega zu finden und zu lernen sei, und erst dann sich weiter umzutun. Dauernder und persönlich noch näher war Kekules Verhältnis zu Henzen, der ihm ebenso wie Frau Henzen sehr herzlich zugetan war.

Ungewöhnlich zahlreich und nach Studiengang, Anlagen und Interessen mannigfaltig war der Kreis von jungen Gelehrten, der sich in jenen Jahren um das Institut bewegte. Von älteren Stipendiaten waren Reifferscheid und Helbig da, beide aus der Bonner Schule, jener mit den vorbereitenden Arbeiten für die Wiener lateinischen Kirchenväter, dieser mit seinem Katalog der pompejanischen Bilder beschäftigt. Aus derselben Schule kam der früh verstorbene Heinrich Hirzel. Klüggmann, den seine Gesundheit nach dem Süden geführt hatte und den Studien über die Amazonen beschäftigten, und Köhler, der schon im Frühjahr 1865 nach Athen an die preußische Gesandtschaft übersiedelte, kamen von Göttingen, Zangemeister von Bonn und Berlin, A. Wilmanns von Bonn, Studemund von Halle, Nissen von Kiel. In den folgenden Jahren traten nach und nach E. Bormann und O. Hirschfeld, beide Schüler von Mommsen, auf kürzere Zeit Graser, der ganz von nautischen Studien absorbiert war, G. Treu, der seine Studien hauptsächlich bei Friederichs gemacht hatte, C. Dilthey, von Bonn her mit Benndorf befreundet, hinzu. Von einer etwas älteren Generation gehörten diesem Kreise Lübbert und C. Justi an, den die Vorarbeiten für seinen Winkelmann beschäftigten. Unter einer so großen Zahl von jungen Leuten konnte es nicht ausbleiben, daß Neigung und auch wohl Abneigung vielfach hervortraten und sich kleine Gruppen bildeten, die sich zu engerem Verkehr freundschaftlich zusammenschlossen. Einige im Sommer 1865 in der Casa Baldi oberhalb Olevano gemeinsam verbrachte Ferienwochen führten Kekule mit Benndorf und Schöne näher zusammen. Schöne schreibt darüber: „Seit diesem Sommer haben wir uns immer näher aneinandergeschlossen und die folgenden Jahre in dem Verkehr einer herzlichen Freundschaft verlebt, die fürs Leben Bestand behalten hat. Die eigentümlichen Vorzüge der Begabung und Bildung, die Kekule und Benndorf in ihrer ganzen Lebensarbeit ausgezeichnet haben, waren schon damals vor-, ja ausgebildet und machten das Zusammenleben und Zusammenarbeiten mit ihnen für jeden Empfänglichen ebenso förderlich und fruchtbar, wie sie sich gegenseitig ergänzten und förderten. Den nächsten wissenschaftlichen Verkehr hatten wir drei außerdem mit Heinrich Nissen. Er hatte bereits seine Untersuchungen über die Quellen der vierten und fünften Dekade des Livius (Berlin 1863) veröffentlicht und dadurch

die Aufmerksamkeit auf sich gezogen; in dem ganzen kapitolinischen Kreise trat er als derjenige hervor, der bereits einen selbständigen Weg mit überraschendem Erfolg eingeschlagen hatte und mit dem Plan einer großen wissenschaftlichen Arbeit, der italischen Landeskunde, nach dem Süden kam. Sein Aufsatz „Zur Kritik der Äneassage“, der gegen Brunns Behandlung der Äneas-Ciste gerichtet war, erschien 1865 und mußte auch dem Archäologen zeigen, welche ungewöhnliche wissenschaftliche Kraft hier hervortrat. Diese Fragen trugen dazu bei, uns mit Nissen in immer nähere freundschaftliche Beziehungen zu bringen, die dann zwischen Kekule und Nissen, als sie Kollegen in Bonn wurden, sich immer enger geknüpft haben.“

Mit dem engeren fachgenössischen Kreise, in dem Kekule lebte, traten auch andere in nähere oder entferntere Verbindung, so der Schweizer Kunsthistoriker R. Rahn, A. v. Zahn aus Leipzig, die Architekten Adler, Bergau, Laspeyres, der Buchhändler W. Spemann, der mit Kekule fürs Leben befreundet blieb.

Das Glück so vielseitig anregenden Verkehrs in den Jahren frischesten inneren Wachstums wurde vervollständigt durch ein Erlebnis, das auf Kekules künstlerische Natur den folgenreichsten Einfluß ausüben mußte, den nahen Umgang mit einem schaffenden Künstler, dem Maler Franz Dreber. Ich hebe aus Schönes Mitteilungen über ihn das Wesentlichste aus. „Dreber war 1822 in Dresden geboren. Sein hervorragendes künstlerisches Talent hatte sich früh entwickelt in der Schule L. Richters. 1843 ging er mit dem Reisestipendium der Dresdener Akademie nach Italien und blieb in Rom bis zu seinem frühen Tode 1875. Aus Richters Schule brachte er ein sorgfältiges Studium der Natur mit. Seine eigentliche künstlerische Entwicklung hat sich aber dann in Rom ganz selbständig vollzogen, ohne daß man viel von der Einwirkung gleichzeitiger deutscher oder ausländischer Kunstströmungen gewahrte. Er bewohnte seit vielen Jahren Passetgiata di Ripetta 33 mit den hessischen Bildhauern Gerhardt und Kaupert ein Haus, in welchem diese zu ebener Erde ihre Werkstätten, er die seine im ersten Stock hatte, und alle drei zusammen wirtschafteten — eine unglaublich bescheidene Künstlerexistenz, die ihnen aber Ruhe, Sammlung und die vollkommenste Konzentration auf ihre Arbeit ermöglichte. Dreber hatte damals ein großes Bild in Arbeit, ein Gebirgstal im Charakter von Subiaco, mit ganz grau bewölktem Himmel und völlig zerstreutem Licht, an dem er, mit vielen Umwälzungen, in den folgenden Jahren weiter arbeitete, und das er 1868 in Berlin ausstellte, um es fortan nochmals umzuarbeiten. Dreber hatte viele Jahre hindurch die italienische Natur mit zäher Energie studiert und eine nie ver-

sagende Kenntnis erworben, auch sein Gedächtnis so geübt, daß er in späteren Jahren nur wenig mehr nach der Natur malte oder zeichnete. Seine Skizzenbücher aus dieser Zeit sind meist von nichts angefüllt als von sehr meisterhaften Notizen, die nur dazu dienen sollten, landschaftliche Motive festzuhalten, während das Detail von Terrain und Vegetation ihm immer gegenwärtig zu Gebote stand. Da dazu eine vollkommene technische Geübtheit kam, so erwuchs die Gefahr, daß alle Einfälle von Abänderungen, die ihm bei der Arbeit kommen mochten, gar zu leicht in die Tat umgesetzt wurden, und daß häufig aus einer anfänglich beabsichtigten geringfügigen Änderung unter der Hand ein neues Bild wurde. Wer nach acht Tagen wiederkam, fand nicht selten ein ganz umgestimmtes, ja umgestaltetes Werk vor.“

„Um Dreber versammelte sich durch mehrere Jahre fast allwöchentlich in den Wintermonaten ein kleiner Kreis von Kapitolinern und jüngeren Künstlern zu einer Geselligkeit, die allen Beteiligten unvergeßlich geblieben sein wird. Man darf sich nicht vorstellen, daß er viel und ex professo über Kunst gesprochen hätte. Wie er dachte und empfand, trat meist nur in gelegentlichen Bemerkungen des Gespräches zutage, oft in einem von Kunst weit ab liegenden Zusammenhange. Aber es waren immer Bemerkungen, die unwillkürlich aus einer unendlich reichen künstlerischen Arbeit hervorsprangen und vollkommen vorurteilslos und unbefangen ausgesprochen wurden. Unbefangenheit in jedem Sinn war überhaupt das Erste und Letzte, was er von sich und anderen verlangte. Ich erinnere mich, daß er einmal sagte, es sei sein Stolz, daß an seinem Tische jeder so sprechen könne, wie er dächte, und wie ihm der Schnabel gewachsen sei. In der Tat hätte in einem Kreis, dessen Elemente durch Herkunft, Bildung und Lebensziele höchst verschieden waren, doch keiner eine Empfindlichkeit gegen des anderen Urteil und Denkweise verraten mögen: er hätte sich vor Dreber geschämt. Für alle höheren geistigen Interessen empfänglich, auch voll leidenschaftlicher Teilnahme für die große politische Wendung, die sich in den siebziger Jahren in Deutschland vollzog, lebte und webte Dreber doch ganz in seiner Kunst. In seine Arbeit, in die stille Begeisterung seines Schaffens, in die Reinheit seiner Gesinnung tieferen Einblick zu gewinnen, war für die meisten seiner jungen Freunde eine unverlierbare Offenbarung. Welchen bleibenden Wert sie auch für Kekule hatte, wie sehr er noch im späteren Leben an Dreber und der Erinnerung an den um ihn vereinigten Kreis hing, hat er oft dankbar ausgesprochen.“

„Das nahe Verhältnis zu lebendiger Kunst, das durch den Dreberkreis begründet wurde, führte unwillkürlich auch zu eingehenderer Be-

schäftigung mit der Renaissance und den Denkmälern ihrer Skulptur und Malerei. Eine ausgesprochene Anregung in dieser Richtung wurde dadurch gegeben, daß A. v. Zahn, der spätere Referent für die Dresdener Kunstsammlungen, für längere Zeit nach Rom kam und sich bereit finden ließ, für den kapitolinischen Kreis eine gemeinsame Wanderung durch die römischen Galerien zu veranstalten, bei der er die Führung und Erläuterung übernahm. — So waren wir von mehr als einer Seite vor der Gefahr behütet, die antike Kunst als eine isolierte Erscheinung anzusehen und die besonderen Kenntnisse und Fertigkeiten, die zu ihrer Erforschung durch die Natur der Überlieferung erfordert werden, als Selbstzweck zu betrachten und zu überschätzen.“

Die große Anzahl meist kurzer Aufsätze, welche Kekule in diesen Jahren teils in Gerhards Archäologischer Zeitung, teils in den Institutschriften veröffentlichte, auch seine kleine durch Brunns Gedanken über griechische Götterideale angeregte Schrift über Hebe (1867) geben nur kleine und mehr zufällige Ausschnitte aus seinen damaligen Studien. Man muß die erst 1870 während seiner kurzen Tätigkeit in Wiesbaden verfaßte, aber ganz auf den römischen Studien aufgebaute Schrift über die Gruppe des Künstlers Menelaos in Villa Ludovisi lesen, um inne zu werden, zu welcher Klarheit und Selbständigkeit sich seine Ideen über die Geschichte der griechischen Skulptur — von früh an das Hauptthema seiner Lebensarbeit — in jenen Jahren glücklichster Empfänglichkeit geläutert hatten. Auch diese Abhandlung bot nur einen geringen Bruchteil dessen, was Kekule an Beobachtungen und Gedanken gesammelt hatte, aber hier zum ersten Male fand er Gelegenheit, ein besonders schwieriges Problem in größerem Zusammenhange anzufassen: die Frage nach der kunstgeschichtlichen Stellung und Bedeutung der pasitilischen Kunstschule. Mag auch das Endergebnis, wie Kekule selbst später ausgesprochen hat, durch die Funde späterer Jahre, namentlich die Olympiasulpturen, eine wesentliche Verschiebung erlitten haben: der Weg, auf dem es gefunden wurde, die Feinheit der Beobachtung, die Kunst klarer, deutlicher, doch niemals enger und peinlicher Formulierung, die das Tatsächliche ruhig darlegende, Gesichertes und Zweifelhafte scharf sondernde Darstellung sind noch immer vorbildlich. Und die Sprache ist von einer leuchtenden Schönheit und Klarheit, das Ganze heute noch, nach vierzig Jahren, so frisch und unveraltet, wie es nicht von vielen kunstwissenschaftlichen Abhandlungen aus jener Zeit gerühmt werden kann.

Diese Studie ist mit dem kurzen Aufsatz über den kolossalen archaischen Frauenkopf der Villa Ludovisi (Annali 1874, S. 38—45) das Einzige, was von einem großen in den römischen Jahren vielfach

erwogenen Publikationsplan zur Ausführung gelangt ist. Otto Jahn, der damals erfolgreichste archäologische Lehrer, und Gerhard wurden nicht müde, ihren Schülern einzuprägen, daß die nächste, dringlichste Aufgabe der archäologischen Arbeit in umfassender Aufnahme des zum allergrößten Teil wenig oder gar nicht bekannten Denkmälerbestandes liege. Helbig's Katalog der pompejanischen Bilder war dadurch hervorgerufen, ebenso der von Benndorf und Schöne bearbeitete Katalog des lateranischen Museums. „Kekules Neigung“ — so berichtet R. Schöne darüber — „ging nicht ganz in diese Richtung, er verfolgte mit Vorliebe die eigentlich kunsthistorischen und kunstmythologischen Ziele. Diese führten ihn auf den Gedanken, die damals nicht sehr zugänglichen und ihrem Wert entsprechend gekannten Bildwerke der Villa Ludovisi herauszugeben, von denen sich seit Jahren bei günstiger Gelegenheit hergestellte Zeichnungen beim Institut befanden. Aber hier trat eine Schwierigkeit hervor, unter der die damaligen Archäologen, man kann sagen die damalige Archäologie, lange zu leiden und zu kämpfen gehabt haben; man war eben eingetreten in eine Übergangsperiode des gesamten bildlichen Publikationswesens. Die Photographie hatte sich in den fünfziger Jahren zu einer gewissen Leistungsfähigkeit entwickelt. Aber der Weg von da zu einer in großem Maßstab ausführbaren und verwertbaren photomechanischen Reproduktion war weit: man bedenkt heute nicht immer, welchen Schwierigkeiten und Wechselfällen in den sechziger und siebziger Jahren größere Reproduktionsunternehmungen ausgesetzt waren. Nichts kann dies deutlicher machen als das von Robert geleitete Sarkophagwerk des Instituts und seine später unter Kekules Leitung erschienenen Terrakottenpublikationen. Alle wissenschaftliche Arbeit wird nach Umfang und Richtung sehr stark von der Möglichkeit beeinflußt, ihre Ergebnisse in verständlicher und wirksamer Form zur Darstellung zu bringen. So ist die archäologische Arbeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts durch die wachsende Möglichkeit einer reichlichen und verhältnismäßig zuverlässigen, namentlich der Beeinflussung durch die Hand von Zeichnern entzogenen Illustration auf viele Wege geleitet worden, die ihr früher unzugänglich gewesen waren. Der Einsicht, daß die Photographie eine wissenschaftlich unvergleichlich wertvollere Wiedergabe von Skulpturen biete und noch mehr für die Zukunft in Aussicht stelle als alle bis dahin angewendeten zeichnerischen Methoden, konnte sich niemand verschließen, und nach manchem Überlegen und Zögern mußte Kekule den Plan einer Veröffentlichung der Sammlung der Villa Ludovisi aufgeben.“

Den Abschluß der Studienjahre im Süden bildete eine mit Benndorf und Schöne im Spätherbst 1867 unternommene Reise nach Griechen-

land. „Das Bedürfnis dazu“ — schreibt Schöne darüber — „lag in der Luft. Das natürliche Verlangen war durch das Beispiel von Conze und Michaelis gesteigert und hatte uns schon lange beschäftigt. Leider waren unsere Mittel karg, so daß wir unsere Pläne sehr einschränken mußten: sie gingen von vornherein nicht über Athen und seine Umgebungen und einen Ausflug in den Peloponnes hinaus. Die Fahrt nach Athen mußte infolge von Choleraquarantänen mit einem Umwege über Smyrna gemacht werden. Der kurze Aufenthalt dort wurde zu einem Ausfluge nach Ephesus benutzt. Es war die erste Bekanntschaft Benndorfs mit einer Stätte, der er später so viele Jahre, so viele Arbeit und so viel Kraft widmen sollte. Er hatte schon damals einen besonderen Eindruck von der merkwürdigen Lokalität. Nach diesem kurzen Abstecher auf den kleinasiatischen Boden fuhren wir nach Athen hinüber und fanden dort durch Köhlers Vermittlung sehr willkommene Aufnahme im Hause des Botanikers Heldreich, bei dem wir während unseres ganzen athenischen Aufenthaltes wohnten. Die erste Zeit ging naturgemäß darauf hin, alle wichtigen Stätten und Monumente kennen zu lernen. Für die Architektur waren Böttichers Untersuchungen auf der Akropolis und seine Bestreitung der Penroseschen Beobachtungen höchst wichtig, während die Kurven eben an Ziller einen nachdrücklichen Verteidiger gefunden hatten. Die Topographie hatte eine starke Anregung durch zwei Abhandlungen von Curtius erfahren, die in den Schriften der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften erschienen waren und uns schon in Rom beschäftigt hatten. Mit besonderem Verlangen warfen wir uns auf die Betrachtung der plastischen Denkmäler und der Reste der Kleinkunst. Aus aller Betrachtung der in Italien vereinigten Antiken ergab sich eine starke Sehnsucht nach griechischen Originalen. Schon Neapel, dann Sizilien gaben eine gewisse Befriedigung dieses Verlangens; wieviel mehr durften wir in Athen erwarten. Wir wären wohl richtiger verfahren, wenn wir Conzes Beispiel gefolgt wären und den Weg nach Athen über London genommen hätten. Indes das lag für uns damals so sehr außer aller Möglichkeit, daß solche Gedanken uns gar nicht gekommen sind. So trat uns nach den italienischen Jahren in den athenischen Denkmälern trotz ihrer damals verhältnismäßig geringen Zahl der Zauber der griechischen Originalarbeit lebhaft entgegen. Die große Zahl von Reliefs aus der besten Zeit, die auf athenischem wie auf anderem griechischen Boden gefundenen Werke der Kleinkunst, Vasen, Terrakotten, Bronzen, zogen magnetisch an, und nachdem wir anfänglich meist zusammen gearbeitet hatten, sahen wir bald, daß, wenn wir nicht ganz ohne greifbare Ergebnisse heim kommen wollten, jeder eigene Wege verfolgen

müßte. Dazu fühlten wir bald, daß die rechte Frucht der flüchtigen griechischen Monate nicht durch bloß allgemeine rezeptive Betrachtung, sondern nur durch gewissenhafte Bearbeitung bestimmter Aufgaben zu gewinnen sei. Kekule fand sehr rasch in der Katalogisierung der im Theseion aufbewahrten Skulpturen und in der Bearbeitung der Bruchstücke der sogenannten Nikebalustrade zwei Aufgaben, die ihn anzogen und in verhältnismäßig kurzer Zeit so weit, als die damalige Lage der Forschung gestattete, zu bewältigen waren. Sie boten ihm für die athenische Zeit einen zweckmäßigen Mittelpunkt. Auch an Benndorfs Untersuchung der damals noch in den Anfängen stehenden Scherben-sammlung der Akropolis beteiligte er sich lebhaft. Für alle topo-graphischen und epigraphischen Fragen fanden wir bei Köhler reiche und sichere Belehrung.“

„Sehr freundlich waren wir in dem Hause des Buchhändlers Wil-berg und bei dem Direktor der Sternwarte Professor J. Schmidt auf-genommen. Auch Rhusopulos, Komnos und andere griechische Sammler und ihre Schätze lernten wir kennen. Eine stetige und sehr lehrreiche Unterstützung gewährten uns Kumanudis und Eustratiadis, von denen Kekule namentlich mit dem ersteren in nähere Beziehungen trat. Es war in der kurzen Zeit unseres Aufenthaltes natürlich unmöglich, uns des Neugriechischen zu bemächtigen. So blieben wir auf diejenigen Griechen angewiesen, die Deutsch, Französisch oder Italienisch sprachen, zu denen die genannten Gelehrten gehörten. Kekule hat deshalb auch nicht eine so persönliche Anhänglichkeit für Griechenland und die Griechen gewonnen, wie er sie zeitlebens für Italien bewahrte, zu der denn freilich die ganze italienische Kultur mitwirkt, die in Kekules Denken und Empfinden von so großer Bedeutung war.“

„Das Land haben wir nur in sehr beschränktem Umfange kennen gelernt. Außer einigen Ausflügen innerhalb Attikas (nach Eleusis, Sunion) mußten wir uns darauf beschränken, Korinth, Mykenä, Argos, Tiryns und Nauplia zu besuchen. Auch dieser bescheidene Ausflug ist uns unvergeßlich geblieben. Den Blick von Akrokorinth, der fast den ganzen Schauplatz der griechischen Geschichte umfaßte, genossen wir bei Sonnenuntergang. Mykenä und Tiryns hatten noch nicht die eigentümliche Bedeutung gewonnen, die sie erst Schliemann verdanken. Der Eindruck aber, namentlich von Mykenä, war nicht geringer als heute, wo das nächste Interesse durch die Ergebnisse der neuen Aus-grabungen gefesselt und vielleicht auch eingeschränkt ist.“

„Kekule hat Griechenland und Kleinasien später wiederholt kennen gelernt im Zeitalter der Ausgrabungen von Olympia, Delphi, Epidauros, Delos, Pergamon, Ephesus und der von ihm selbst angeregten

in Priene und Milet: einen unverlöschlichen Gesamteindruck von dem Land und seiner Vergangenheit hat er aber schon damals gewonnen, und dieser war bei seiner ganzen Art vielleicht besonders bedeutungsvoll.“

II.

Lehrtätigkeit in Bonn. 1868—1889.

Es hat Kekule einen langen und schweren Kampf gekostet, sich von Italien, von Rom, wo er fester als alle seine Studiengenossen verwurzelt war, loszureißen. Er habilitierte sich im April 1868 in Bonn, wo ihn der alte Welcker und Otto Jahn, damals schon schwer leidend, gütig aufnahmen. Er hielt noch im Sommersemester archäologische Übungen und erklärte die attischen Monumente der Gipssammlung — offenbar unter dem frischen Eindrucke der Originale, die er soeben in Athen studiert hatte. Im Winter wagte er sich an ein vierstündiges Kolleg über die Geschichte der alten Skulptur. Er las vor vier Hörern, unter denen ihm Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff auffiel und besondere Freude machte. Am Sarge Kekules hat Wilamowitz in schönen Abschiedsworten Zeugnis abgelegt von dem, was jener damals wollte und leistete. „Da war denn das Beste was er seinen Schülern gegeben hat, daß wir neben allem historischen Wissen die ewige Schönheit, die Offenbarung in der Kunst fühlten und nimmer vergaßen, daß er uns das, was uns zunächst nur Bildungselement sein sollte, zum Lebens-element machte.“

Gleichzeitig brachte Kekule als erster der drei Freunde seine griechische Ernte unter Dach: 1869 erschienen die antiken Bildwerke im Theseion zu Athen und die Balustrade des Tempels der Athena-Nike in Athen. Die letztere war „dem teuern und allverehrten Lehrer und Meister“ Friedrich Gottlieb Welcker zugeeignet; er hat das Büchlein noch kurz vor seinem Tode gesehen und sich daran erfreut.

Das folgende Jahr (1869) brachte Kekule eine Unterbrechung der so frisch und flott begonnenen Lehrtätigkeit durch seine Berufung nach Wiesbaden als Konservator des Museums nassauischer Altertümer. Es ist verständlich, daß die Tätigkeit an dieser Sammlung provinzieller Fundstücke römischer Epoche dem mit den großen Problemen der griechischen Kunstgeschichte Ringenden unerfreulich sein mußte, wie er denn auch später in Bonn den im Rheinlande so zahlreichen Resten aus der Römerzeit kaum Beachtung geschenkt hat. Auch litt er, der an die reichen Anregungen seines römischen Kreises, dann der rheinischen Universität gewöhnt war, unter dem Mangel an Gleichgesinnten und nur

die Freundschaft des von ihm herzlich verehrten und geliebten Karl Schnaase konnte dafür Ersatz bieten. Benndorf hat damals durch unermüdeliches Briefschreiben den Mut und die Schaffenslust des tief Verstimmtten, auch durch ökonomische Sorgen und noch mehr durch den im Juli 1868 erfolgten Tod der Mutter Gedrückten aufrechtzuhalten gesucht. Kekule hat ihm diesen Freundschaftsdienst noch spät gedankt. Wie sehr ihn aber über alle Kümernisse des Tages die Arbeit hinauszuhoben vermochte, wie reich und fruchtbar die im Süden konzipierten Gedanken aufgingen, lehrt die in diesem unfrohen Jahre verfaßte schöne Schrift über die Gruppe des Künstlers Menelaos, die durchaus den fertigen und selbstsicheren Meister verrät.

Im Frühjahr 1870 kehrte Kekule, zur Nachfolge des am 9. September 1869 verstorbenen Otto Jahn berufen, nach Bonn zurück, um dort durch 19 Jahre mit immer steigendem Erfolge zu wirken.

Sogleich setzte er ein mit einer Neuordnung des von Welcker begründeten, von Jahn sehr vermehrten Gipsmuseums, soweit sie in dem zur Verfügung stehenden Raum und mit geringen Mitteln durchführbar war. Später, nach jahrelangen Bemühungen gelang es ihm, durchzusetzen, daß für die Zwecke dieses in seinen Händen unvergleichlich wirksamen Lehrmittels die alte Anatomie im Hofgarten hergerichtet und durch einen Anbau erweitert wurde. Fünf große Säle, dazu die Rotunde der alten Anatomie und einige Nebenräume nahmen 1884 die stattliche Sammlung auf. Die Anordnung, durchweg darauf gerichtet, jedes Stück in vorteilhafter Gruppierung mit verwandten Werken, in wohlberechneter Höhe, im besten Lichte zu zeigen, die kunstgeschichtlich entscheidenden Stücke als die Hauptsachen hervorzuhoben, war das Werk liebevoller Hingebung, geduldigen Bemühens. Hier hatte Kekule Gelegenheit, in unermüdelichem Experimentieren, Ändern, Bessern das vertraute Verhältnis zu den ihm wichtigen Monumenten auszubilden, das ihm innerstes Bedürfnis war. „Das Kunstwerk, auch das hervorragende“ — bemerkt R. Schöne — „wirkte nicht leicht wie ein coup de foudre auf ihn, eher langsam und nach und nach; er gewann dazu das Verhältnis eines Amateurs im guten Sinn, langsam und dauerhaft.“ Zusammenstellungen wie die des Steinhäuserschen Apollokopfes mit dem in den gleichen Zustand der Zerstörung gebrachten Abguß des Kopfes vom belvederischen Apollo (Archäol. Zeitung 1878, Tafel 2), des praxitelischen Hermeskopfes mit dem Münchener Salber (Über den Kopf der praxitelischen Hermes, 1881), des gerade aufgerichteten Köpfchens des Dornausziehers mit dem Kolossalkopfe des Apollon aus dem olympischen Westgiebel (Archäol. Zeitung 1883, Tafel 14), des Laokoonkopfes mit dem des Hekategegners aus dem großen pergamenischen Frieße (Zur

Deutung und Zeitbestimmung des Laokoon, 1883) sind Ausgangspunkte für einschneidende stilistische Untersuchungen geworden. Die Krone aller und überhaupt, wenn ich nicht irre, eine der bedeutendsten und folgenreichsten archäologischen Untersuchungen der letzten dreißig Jahre ist die Abhandlung über den Kopf der praxitelischen Hermes. Kekule geht aus von der frappanten Übereinstimmung im Typus des Hermeskopfes mit dem des Münchener Salbers, den Brunn der myronischen Reihe zugewiesen hatte, und gelangt auf Grund deutlich verfolgbarer Merkmale zu einem Stammbaum der Kopftypen sowohl in der attischen wie in der argivischen Reihe, der dort vom Kopfe des myronischen Diskobolen zum Hermeskopf, hier vom Kopf des Doryphoros Polyklets zu dem des lysippischen Apoxyomenos führt. Damit ist über die Entwicklung der Kopftypen in den beiden maßgebenden Kunstschulen im Jahrhundert der höchsten Blüte eine Klarheit gewonnen, welche uns heute fast selbstverständlich erscheint. So folgenreich das Ergebnis, so bewundernswert ist der sichere Takt, mit dem bei dem schwierigen Versuche, innerhalb allgemeiner Gleichartigkeit das Besondere herauszuheben, jede Übertreibung, jedes Schematisieren vermieden ist. Diese Inhaltsangabe erschöpft nicht den Reichtum der Untersuchung, die, knapp gefaßt, doch in anmutig bewegtem Fluß schön und stetig vorschreitet. Sie schließt mit einer Bemerkung, die gleich wichtig ist für unser Verständnis der praxitelischen Kunst wie für unser Urteil über den Wert der römischen Kopien nach Praxiteles, denen im Hermes zum ersten Male ein Original gegenübergetreten war. „Die Münchener Aphrodite, manche der Statuen des eingießenden Satyrs nehmen unmittelbar durch die Schönheit ihrer Erscheinung gefangen. Aber versuchen wir doch, wenn dies möglich wäre, sie in der Vollkommenheit des Hermes ausgeführt zu denken! Wenige Künstler werden in dem Maße wie Lionardo und Praxiteles den unerschöpflichen Reichtum der Natur in jeder einzelnen Form wetteifernd zu erschöpfen versucht haben. Beim Hermes ist das Motiv selbst erfunden im Gedanken der letzten und feinsten Vollendung. Nur in dieser letzten und feinsten Vollendung, für und in der die Statue gedacht ist, übt sie ihre Wirkung, die in jeder, auch der leisesten Abminderung der blühenden Erscheinung versagt. Der Hermes zeigt nicht nur, wieviel gewonnen, sondern auch wie unendlich viel für uns verloren ist, auch da, wo wir zu besitzen glauben.“

Wie aber Kekule in seinen Bonner Vorlesungen und Übungen den ganzen Umkreis der archäologischen Studien auszufüllen trachtete, so hat er auch weit hinaus über die im engeren Sinn stilistischen Untersuchungen der Wissenschaft Impulse gegeben, die zu einem Teil, rasch aufgenommen,

heute allgemeingültige Ergebnisse gezeitigt haben, deren geistiger Urheber nicht selten vergessen wird, die zum anderen Teil noch der Verwertung harren. Zu den ersteren gehört vornehmlich seine Anschauung von der Selbständigkeit der bildlichen Tradition. Danach ist — im Gegensatz zu der früher geltenden Vorstellung von der Abhängigkeit der bildlichen Typen in der archaischen Periode vom Epos, in der jüngeren Zeit vom attischen Drama — die bildliche Überlieferung, gespeist aus derselben Quelle, aus der Epos und Drama schöpften, aus den volkstümlichen Sagen, doch ihren selbständigen, durch die Darstellungsmittel gewiesenen Weg gegangen und zeigt dabei die gleiche Beharrlichkeit, dieselbe langsame, jeweilen durch starke Individualitäten vorwärts gestoßene Entwicklung, wie wir sie in allen Kunstzweigen im Altertum wahrnehmen. Ungenutzt aber ist eine Anregung geblieben, die, tiefdringendem Nachdenken entsprungen, in einem Vortrag über die Entstehung der Götterideale der griechischen Kunst (gehalten zu Bonn am 4. Dezember 1876, im Druck erschienen 1877) niedergelegt ist. Nach einer schönen, in edlem Schwung daherschreitenden Darstellung der Ideen Winckelmanns, Herders, Humboldts über dieses Thema folgt eine Auseinandersetzung, deren Inhalt die erste, höchst prägnante Fassung des Gedankenganges in der Rezension der Conzeschen Heroën- und Göttergestalten der griechischen Kunst (Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1874) folgendermaßen zusammenfaßt: „W. von Humboldt rühmt als Vorzug der Antike, daß sie das Unendliche der Vernunft in ebenso bestimmte Formen kleide, als sonst nur die zufällige und beschränkte Geburt der Zeit, das wirkliche Individuum zeige. Nur dem griechischen Künstler sei es gelungen, das Ideal selbst zu einem Individuum zu machen. Die Ursache läßt sich nachweisen. Sie liegt darin, daß dem Götterideal in der Tat von Anfang an ein Element innewohnt, das eine zufällige und beschränkte Geburt der Zeit ist. Die künstlerisch in gewissem Sinne freieste Tat ist die früheste gewesen, der früheste Versuch dessen, der zum ersten Male im Kreise seiner Genossen das Bild des Gottes das aller Phantasie erfüllte in Formen faßte. Schon der nächste Nachfolger hat, sobald er das vorhandene Bild gesehen, nicht mehr die nämliche Freiheit. Seine eigene wie seiner Volksgenossen Phantasie ist an das einmal Gegebene gebunden; wie Phidias und Polyklet an das Gegebene, bewußt und unbewußt, gebunden waren. Der erstarkende, sich reinigende Schönheitssinn wie, damit zusammenfallend, der Fortschritt der religiösen Vorstellungen selbst heischt neue Formen; aber das, was den Gott kenntlich macht, was das Wesentlichste, Charakteristischste, vor

allem das mythologisch Bedeutsame des früheren Bildes ist, muß bewahrt bleiben; es kann umgebildet und verändert werden, aber es kann nicht wegfallen. Die Individualität eines griechischen Götterideals hat ihre Wurzel in der unvollkommenen Naturnachahmung der frühesten Versuche und ihrer allmählichen und langsamen Umformung. Diese unvollkommene Naturnachahmung ist verschieden nicht nur nach den Zeiten, sondern auch nach den Orten, an denen sie stattfindet. Es ergibt sich daraus, daß die Geschichte eines Götterideals abhängig ist von der Epoche und von der in dieser Epoche herrschenden künstlerischen Gewohnheit oder dem Schultypus des Ortes oder der Schule, in welcher dieses Ideal zum ersten Male in anerkannter und maßgebender Weise seine Form gefunden hat; und es ist natürlich, daß diese Anerkennung landschaftlich begrenzt bleiben konnte. Auch läßt sich öfter beobachten, wie ein landschaftlich anerkannter Typus einem anderen zuerst ebenfalls nur landschaftlich anerkannten in der allgemeinen Geltung weichen muß. Die Mitgift des landschaftlichen Individualismus bleibt den Götteridealen in ihrer allgemein griechischen Geltung und Umformung erhalten.“

An der Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, die das vom Reiche übernommene und mit vermehrten Mitteln ausgestattete archäologische Institut zu leisten hatte, hat Kekule, seit 1874 auswärtiges Mitglied der Zentralkommission, den tätigsten Anteil genommen, namentlich als Anreger und Leiter einer der großen Serienpublikationen, der der antiken Terrakotten. Sehr bezeichnend für Kekules Gabe, sich vom Schematisieren freizuhalten und wechselnden Bedürfnissen anzupassen, ist die wechselnde innere und äußere Gestalt der verschiedenen Teile des Unternehmens. Gleichsam als Präludium, bestimmt, auch einem weiteren Kreise von Kunstfreunden die durch die tanagräischen Funde plötzlich beliebt gewordene Gattung nahezubringen, erschienen in vornehmer Ausstattung und großem Format farbige Reproduktionen nach ausgewählten tanagräischen Stücken, mit einer das Tatsächliche kurz und klar darlegenden, die kunstgeschichtliche Bedeutung der Gattung geschmackvoll erläuternden Einleitung (Griechische Tonfiguren aus Tanagra, im Auftrage des Kaiserl. Deutschen archäologischen Instituts zu Berlin, Rom und Athen nach Aufnahmen von L. Otto, herausgegeben von R. K. 1878). Im Jahre 1880 folgten in kleinerem Format und in schlichterer Ausstattung die ersten Bände der Serie, von Kekule selbst bearbeitet die Terrakotten von Sizilien, von v. Rohden bearbeitet die Terrakotten von Pompeji. Allen drei Publikationen lagen Zeichnungen oder Aquarelle des Malers Ludwig Otto zugrunde, der teilweise in Begleitung Kekules, teilweise allein die Bestände der Museen auf

langen Reisen aufnahm. Im Laufe der Arbeit aber scholl die Masse des Stoffes dermaßen an, daß es Kekule notwendig erschien, zunächst einmal die ausführliche Publikation der örtlichen Gruppen zurückzustellen und eine allgemeine Übersicht über die Typen zu gewinnen. Es war Fr. Winter, dem die gewaltige zeichnerische und wissenschaftliche Aufgabe zufiel, die in den zwei stattlichen Bänden des „Typenkatalogs“ gelöst vorliegt. Die Photographie hatte in allen diesen Bänden nur eine bescheidene Nebenrolle gespielt, da sie Kekule wegen der häßlichen Übertreibung, mit der sie Zufälligkeiten der Erhaltung und Färbung hervortreten ließ, für wenig geeignet hielt, den Charakter und eigenen Reiz dieser kleinen Kunstwerke wiederzugeben. Das hat ihn nicht gehindert, später als Direktor des Berliner Antiquariums eine Auswahl der schönsten nichttanagräischen Terrakotten in Lichtdrucken durch E. Pernice herausgeben zu lassen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß das inzwischen verbesserte photographische Verfahren bei sorgfältiger Überwachung der Aufnahmen mit jenen Mängeln kaum noch behaftet sei. So ist weitaus die schönste und stilgetreueste der bisher vorhandenen Terrakottenpublikationen entstanden.

Das Terrakottenwerk hat Kekule wiederholt für längere Zeit auf Reisen geführt. Er war in Unteritalien, namentlich in Ruvo, und in Sizilien im Winter und Frühling 1874/75, auf dem Rückwege in Rom, in Athen im Herbst 1875, in London im Herbst 1881, nochmals in Sizilien im Herbst 1882.

Neben diesem weitausschauenden, mit zeitraubenden Geschäften und Korrespondenzen verbundenen Unternehmen, neben der gewissenhaftesten Lehrtätigkeit und unermüdlicher wissenschaftlicher Produktion fand Kekule noch die Muße und Vertiefung für ein Werk der Pietät — sein Leben Welckers. Es war keine kleine Aufgabe, sich durch die gewaltige Masse gedruckten und handschriftlichen Materials, die Tagebücher und Briefe langer Jahrzehnte hindurchzuarbeiten. Aber aus dieser treuen und liebevollen Versenkung ist Kekule, der zu allen Zeiten die Tradition auf jedem Gebiet hochgehalten, seine Arbeit mit Vorliebe an die der großen Vorgänger angeknüpft hat, ein Verständnis des „großartigen, viel umfassenden, feinsinnigen und schöpferischen Forschers“ aufgegangen, das in sich selbst köstlichen Lohn trug. Und gewiß hat Benndorf recht behalten mit der Versicherung, die er in seinem Dankbrief an Kekule ausspricht — daß durch die wohlberechnete Auswahl aus Welckers Briefen und die schlichte und überzeugende Würdigung seines Wesens das Bild des großen Gelehrten der Mitwelt erst recht verständlich und wirksam geworden sei. Benndorf selbst

hat damals in heller Begeisterung das Buch bis tief in die Nacht hinein einem Kreise ihm näher stehender Schüler vorgelesen.

„Das Leben Friedrich Gottlieb Welckers nach seinen eigenen Aufzeichnungen und Briefen“ erschien 1880. Dies Jahr bezeichnet, wie mir scheint, die fruchtbarste Epoche in Kekules Leben — seine ἀκμή im Sinne der Alten. Er veröffentlichte gleichzeitig außer einigen Aufsätzen und Besprechungen seine Terrakotten von Sizilien und die neue völlig umgestaltete Bearbeitung der Nikebalustrade, welche mit Hilfe Ottoscher Zeichnungen einen ausgeführten Rekonstruktionsversuch bietet, im folgenden Jahre die wichtige Schrift über den Kopf des praxitelischen Hermes. Eine merkwürdige Fügung hat gewollt, daß er im gleichen Jahr im Sommersemester in dem Prinzen Wilhelm von Preußen einen empfänglichen und dankbaren Schüler fand. Den tiefen Grund dieser hoch gesteigerten Tätigkeit werden wir in dem häuslichen Glück suchen, das dem lange einsam Gebliebenen die junge Gattin gebracht hatte. Am 8. August 1877 war Anna Helmentag seine Frau geworden. Das freundliche Haus der Schwiegermutter in der Koblenzer Straße, in dem das Paar sich niederließ, wurde der Schauplatz eines durch die Anmut und Heiterkeit der jungen Frau verschönten, gesellig-frohen, tätigen Lebens, an dem die Schwiegermutter, von Kekule geliebt und verehrt, jungen Herzens teilnahm, das bald drei Kinder, die „kleinen Tanagräer“, wie sie Benndorf nannte, bereicherten. Kekule hat das tiefe Glück dieser Ehe, das über die zweite Hälfte seines Lebens in guten wie in bösen Tagen gleichmäßig warmen Sonnenschein verbreitete, mit inniger Dankbarkeit empfunden. Ein Abglanz dieses Glückes fiel auch, wohl empfunden von den Empfänglichen unter den jungen Leuten, auf Kekules Lehrtätigkeit, wie es nicht anders sein konnte, da sie ihm durchaus Bedürfnis und Herzenssache, nicht bloß äußerlicher Beruf war.

Kekule hat den Vorzug genossen und immer dankbar anerkannt, in Bonn neben zwei Männern zu lehren, die, jeder in seiner Weise groß geartet, das Studium der Altertumswissenschaft auf eine freie Höhe gehoben haben. „An der Seite von Hermann Usener und Franz Bücheler und im vertrautesten Zusammenarbeiten mit ihnen“ — so drückt sich H. Winnefeld aus — „ließ sich ein archäologischer Unterricht gestalten, der Kekules hochgespannten Anforderungen entsprach. Die Archäologie wurde ganz in den Rahmen der Altertumswissenschaft gestellt, die allein zum vollen geschichtlichen Verständnis der alten Kunst führen kann, und doch blieb genügend Raum auch zur gründlichen Ausbildung innerhalb des engeren Faches. Es ist für die Art, wie Kekule seine Wissenschaft und seine Lehraufgabe auffaßte, für

seinen stets auf das große Ganze gerichteten Sinn bezeichnend, daß er wohl viele begeisterte Schüler hatte, darunter nicht wenige, die auf seinem eigenen Gebiete weiterarbeiteten (ein Drittel derer, die heute die archäologischen Lehrstühle an den deutschen Universitäten innehaben, sind seine Schüler aus der Bonner Zeit), daß es aber damals keine einzige archäologische Dissertation in Bonn gab, sondern daß alle in strenger philologischer Arbeit sich ihre Sporen verdienen mußten. Es war immer nur ein engerer Kreis, eine Auslese aus der Menge der Philologiebeflissenen, die Kekule an sich heranzog, und die er mit schlichten Worten unmerklich zur Höhe seiner Auffassung vom Wesen der Kunst und ihrer geschichtlichen Entwicklung emporführte.“

Das Geheimnis dieser Einwirkung, auch das Besondere in Kekules wissenschaftlicher Leistung wird nur verständlich aus seiner geistigen Eigenart, aus seinem Charakter. Ihm eignete im höchsten Maße die Fähigkeit, mit instinktivem, ahnendem Verständnis in Dinge und Menschen; auch die von ihm verschiedensten, sich einzufühlen. Er besaß die Besonderheit der geistigen Organisation, für die wir im Deutschen kein deckendes Wort besitzen, die die Franzosen als *esprit de finesse* bezeichnen. Daraus ergab sich eine unbeirrbare Einsicht in die Wirklichkeit der Dinge, daraus auch das Fehlen einer jeden Spur von Pathos. Es ist ergreifend, in dem Briefwechsel zwischen Kekule und Benndorf die Gegensätzlichkeit der innersten Natur der beiden treuen Freunde, ich möchte sagen in jedem Worte, zu spüren. Benndorf, der geborene Organisator, ist ganz und gar getragen von dem Pathos des treibenden, Widerstand von vornherein ausschließenden oder niederwerfenden Willens. Kekule eignet das zähe, geduldige, den Dingen in gewissem Maße sich anschmiegende, nie sich selbst aufgebende Ausharren. So war Kekule geneigt und befähigt, die Motive der anderen als gegebene Größen in Rechnung zu setzen; für Benndorf verschiebt sich gar oft der Maßstab für die Umwelt in der Leidenschaft des Wollens und Strebens. Höchst bezeichnend, wie die beiden sich in schweren Zeiten brieflich äußern: Benndorf erscheint alles Ungemach, Leid und Widerspruch in einer, ich möchte sagen heroischen Vergrößerung, Kekule begnügt sich mit dem schlichtesten Wort. Nie vergißt er, wenn er brieflich seinen Stimmungen nachgegeben, sich bei dem Freunde zu entschuldigen. Die tiefe und warme Freude an der Natur, an der Schönheit eines recht gediehenen Menschenkindes, an echter Kunst wirkt auf ihn wie ein köstlicher Wein, die Lebensfreude beschwingend, alle geistige Produktion lebhaft anregend, niemals pathetisch steigernd. Es ist klar, wie diese natürliche Anlage ihm das Verständnis der Kunst in ihren historischen Abwandlungen erleichtern mußte — so wenig

sie natürlich bestimmte Neigungen und Abneigungen ausschloß. Seine Empfänglichkeit war wie ein feingestimmtes Instrument, das jeden echten und reinen Ton wohlklingend wiedergab.

III.

Berlin. 1889—1911.

Am 1. April 1889, fünfzigjährig, übernahm Kekule auf besonderen Wunsch des Kaisers und Königs die Nachfolge A. Conzes als Direktor der Sammlung antiker Skulpturen und Gipsabgüsse bei den Berliner königlichen Museen. Gleichzeitig wurde er zum Honorarprofessor ernannt und im Herbst 1890, nach C. Roberts Übersiedlung nach Halle, zum Ordinarius. Er hat bis zu seinem Tode Museums- und Lehramt nebeneinander fortgeführt. Aber es war natürlich, daß die Museumsgeschäfte, zumal nach der Übernahme der Leitung auch des Antiquariums, nach Curtius' Tode, seine Kräfte in viel höherem Maße in Anspruch nahmen, als es in Bonn der Fall gewesen war, wo überdies die Arbeit in der Universitätsammlung dem Lehrbetriebe viel unmittelbarer zugute kommen mußte, als es in Berlin geschehen konnte. So stelle ich eine Würdigung der Museumstätigkeit Kekules voran — ich kann sie nicht besser geben als mit den Worten seines Schülers und langjährigen Arbeitsgenossen am Museum H. Winnefeld (Nachruf für Kekule im Jahrb. der kgl. preuß. Kunstsammlungen XXXII 1911, S. 4—8).

„Als Kekule in die Museumsverwaltung eintrat, war die Sammlung antiker Bildwerke durch Conzes zehnjährige Tätigkeit auf eine neue Grundlage gestellt, auch die Vereinigung der Leitung des Antiquariums mit der der Skulpturensammlung eine beschlossene Sache, wenn sie auch erst sieben Jahre später zur Ausführung kam. Durch den Ankauf der Sammlung Saburoff war der bis dahin wesentlich aus römischen Kopistenarbeiten bestehenden Sammlung eine ansehnliche Zahl griechischer Originalwerke aus verschiedenen Epochen zugeführt; die Ausbeute der pergamenischen Grabungen war in den Museumsräumen geborgen, die Arbeit ihrer Ordnung und Zusammenfügung im wesentlichen erledigt. Damit war der Weg vorgezeichnet, auf dem die weitere Entwicklung gesucht werden mußte, und er entsprach besonders der Eigenart des neuen Direktors: einerseits starke Betonung originaler Künstlerarbeit gegenüber den frostigen Erzeugnissen äußerlicher Kopistentätigkeit, andererseits möglichste Unabhängigkeit von den Zufälligkeiten und den nicht immer ganz einwandfreien Praktiken des Kunstmarktes.“

„Indem das Museum selbst da grub, wo man sich lohnende Ausbeute für die Sammlungen versprechen konnte, steigerte man durch die

mit der Entdeckung verbundene Beobachtung den wissenschaftlichen Wert der Funde weit über den hinaus, den die Gegenstände des Kunsthandels mit ihrer meist dunkeln Herkunft haben können. Die Grabungen der Antikenabteilung wurden immer mehr zu selbständigen wissenschaftlichen Taten, bei denen der reiche Gewinn für die Sammlungen nicht der einzige leitende Gesichtspunkt blieb. So war es schon in Pergamon gewesen, sobald sich der große Zusammenhang zu erkennen gab, in den die zu Anfang gesuchten und gefundenen Altarskulpturen gehörten; so war es in noch steigendem Maße bei den nun unter Kekules Leitung folgenden Untersuchungen, zunächst in Magnesia am Mäander, von wo dem Museum neben einer Reihe wichtiger Inschriften und charakteristischer Skulpturen architekturgeschichtlich hochbedeutungsvolle Proben vom Bau des Hermogenes und den damit zusammenhängenden Anlagen in reicher Fülle zufielen. In Priene wurde das Gesamtbild einer hellenistischen Mittelstadt in einer Vollständigkeit wiedergewonnen, die nur von dem übertroffen wird, was in Pompeji zutage gebracht ist; neben Architekturproben vom Tempel des Pythios aus der Zeit Alexanders des Großen und von anderen Bauten, neben einer Menge historisch wichtiger Inschriften waren es hier besonders Kleinfunde aus den Privathäusern, die eine köstliche Bereicherung des inzwischen auch unter Kekules Verwaltung gestellten Antiquariums bildeten. Dann folgte das kühne Unternehmen der Untersuchung einer so gewaltigen Handelsstadt wie Milet und des zu ihr gehörigen Riesentempels von Didyma, und ihr schloß sich zuletzt noch, in Erfüllung eines lange gehegten Wunsches, der Beginn der vielversprechenden Ausgrabung des Heraion von Samos an.“

„Die örtliche Leitung der Grabungen in Magnesia konnte noch Humann besorgen; mit ihm in naher Arbeitsgemeinschaft verbunden zu sein, war für Kekule eine ganz besondere Freude. Auch die Einleitung der Arbeit in Priene hat noch in seinen Händen geruht; aber für die Weiterführung mußte eine jüngere Kraft gesucht werden. Es ist ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst Kekules, daß er mit sicherem Griff den richtigen Mann in Theodor Wiegand fand und die Dienste des damals noch fast unbekanntem Anfängers dauernd den Museen sicherte. Die Ausdehnung der Unternehmungen bewirkte, daß es immer schwerer wurde, sie von Berlin aus und auch mit gelegentlichen Reisen nach den Ausgrabungsstätten zu übersehen und zu leiten, und daß ihre Verbindung mit der Abteilung sich allmählich lockerte. Kekule hat das zuweilen schmerzlich empfunden; aber er hat immer seine ganze Kraft darangesetzt, ihren Fortgang zu ermöglichen und zu fördern.“

„Ähnlich planmäßig wie bei den Ausgrabungen ging Kekule auch

beim Ankauf von Kunstwerken vor. Da Griechenland für ordnungsmäßige Erwerbungen verschlossen war, wandte er sein Augenmerk auf Venedig, wohin zur Zeit, da die Republik das östliche Mittelmeer beherrschte, eine Menge griechischer Kunstwerke übergeführt worden war. Aus Privatsammlungen und Villen des venezianischen Gebietes ist ihm eine ganze Reihe glänzender Erwerbungen gelungen; neben bisher Unbekanntem, wie der Göttin aus der Werkstatt der Parthenongiebel, ist auch lange Verschollenes von da ins Museum gelangt, so die herrliche Grabstele eines Mädchens aus der früheren Sammlung Giustiniani. Das planmäßige Suchen schloß aber die Ausnutzung gelegentlich sich bietender Möglichkeiten nicht aus. Mit besonderer Vorliebe sammelte er griechische Reliefs und brachte es dahin, daß das Berliner Museum alle anderen Sammlungen außerhalb Griechenlands durch einen reichen und ausgezeichneten Bestand an griechischen Grabreliefs des 5. und 4. Jahrhunderts überflügelte. Er erwarb aber auch den altertümlichen bunt bemalten Sarkophag aus Cività Castellana und den vorzüglichen römischen Sarkophag mit Darstellungen aus der Medeasage; neben dem archaischen Jüngling aus Naxos die späte römische Frauenstatue, deren Vorbild einst den sogenannten Aspasiakopf der Sammlung getragen hatte; neben den Bildnissen des Anakreon und Perikles das prächtige Kinderköpfchen des sogenannten Marcellus, den Negerkopf aus der Zeit des Caracalla und den merkwürdigen Barbarenkopf des Maximin.“

„In gleichem Maße ließ er sich die Vermehrung des Antiquariums angelegen sein, seit dieses nach Ernst Curtius' Tod ihm unterstellt war. Vor allem die Silbersammlung lag ihm am Herzen, zu der im Hildesheimer Fund ein so wundervoller Grundstock vorhanden war: mehrere hellenistische und römische Silberfunde aus Ägypten, die herrlichen Schalenbilder aus Miletopolis hat er der Sammlung zugefügt; auf dem letzten Krankenlager beschäftigte ihn die Erwerbung eines Silberfundes von Himera aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert, deren glücklicher Abschluß ihm noch kurz vor seinem Tode gemeldet werden konnte. Ebenso pflegte er die in ihrer Bedeutung viel zu wenig gewürdigte Sammlung der figürlichen Bronzen; sie erfuhr abgesehen von zahlreichen Einzelerwerbungen ersten Ranges eine unvergleichliche Bereicherung durch den Ankauf einer Anzahl prachtvoller Stücke aus Dodona. Aber auch die figürlichen Terrakotten und die bemalten Vasen wurden durch auserlesene Neuerwerbungen vermehrt, und in den letzten Jahren war Kekule im weitherzigsten Sinne bestrebt, den Umstand, daß er zu seinen Assistenten einen vorzüglichen Kenner hellenistischer Keramik zählen durfte, zur Anlage einer hervorragenden Spezialsammlung auf diesem ihm persönlich ferner liegenden Gebiete auszunutzen. Er war der Über-

zeugung, daß die gedeihliche und im letzten Grund auch die vielseitige Ausbildung einer Sammlung dann am besten gefördert werde, wenn ihre Vermehrung den besonderen Neigungen und Befähigungen der zu ihrer Verwaltung Berufenen angepaßt werde. Darin sah er die Gewähr, daß auf den naturgemäß mit den Personen wechselnden Teilgebieten jeweils das zur Zeit Bestmögliche erreicht würde.“

„Das Schmerzenskind blieb die Gipssammlung. Ihr hatte er sich, getreu der Bonner Gewohnheit, von Anfang an mit besonderem Eifer zugewandt und eine durchgreifende Neuordnung unter Nutzbarmachung der bei der Neueinrichtung in Bonn gemachten Erfahrungen war eine der ersten Aufgaben, die er sich stellte, und deren Lösung einen vollen Erfolg bedeutete. Aber der Raumnot war auch damit nur für ganz kurze Zeit abgeholfen, und die Unmöglichkeit, neue Räume zu gewinnen, setzte bald jeder weiteren Entwicklung der Abteilung unübersteigbare Schranken. Nur ganz vereinzelt und aus besonderen Anlässen konnten noch Anschaffungen erfolgen. Die Pläne für eine Neugestaltung in günstigeren und größeren Räumen, wiederholt von ihm ausgearbeitet, hat er nie aus dem Auge verloren; wesentlich war ihm dabei neben der freien Entwicklungsfähigkeit das Festhalten an der engsten organisatorischen und räumlichen Verbindung mit der Sammlung der Originalskulpturen.“

„Auch für diese und das Antiquarium ergab sich, als die Räume des Alten Museums durch die Einrichtung des Pergamonmuseums und des Kaiser-Friedrich-Museums frei wurden, die Notwendigkeit einer völligen Neuaufstellung, bei der mit Ausnahme der im Pergamonmuseum untergebrachten Funde aus eigenen Ausgrabungen der gesamte Antikenbesitz im alten Schinkelschen Bau vereinigt werden konnte. Bei dieser Gelegenheit ließ Kekule die nachträglich vorgenommenen Um- und Einbauten entfernen, die vermauerten Fenster wieder öffnen, die alte Wandgliederung der Rotunde wiederherstellen und verhalf so dem Meisterwerke Schinkels wieder zu seinem Rechte. Der Erfolg war glänzend, nicht nur für das Gebäude sondern auch für die Aufstellung: in den herrlichen Räumen konnten die Sammlungen zweckmäßig gegliedert, die Hauptstücke innerhalb ihres natürlichen Zusammenhanges herausgehoben werden, und in der Harmonie mit dem Bau kam der Inhalt zur vorteilhaftesten Geltung.“

„Dieselbe Harmonie erstrebte Kekule auf dem umgekehrten Wege beim Neubau des Pergamonmuseums, der endlich dem kostbarsten Teil der Sammlung eine schlichte, aber würdige Unterkunft schaffen sollte. Hier wurde der Bau ganz nach den Bedürfnissen des kolossalen Monumentalwerkes eingerichtet, das den Kern des Inhalts bildete: im richtigen

Verhältnis, mit einer dem zerstreuten Freilicht möglichst entsprechenden Beleuchtung, sollte der große Fries des Altars zur Anschauung gebracht werden. Diese Forderung lag dem Bauprogramm zugrunde; von dem, was sich in Verbindung mit ihrer Erfüllung als Nebenfrucht ergab, freute Kekule besonders der Lichthof für die Architektursammlung, die in ihrer Art ebensowohl etwas Neues war wie die Aufstellung des großen Frieses in seinem Zusammenhang. Den Gedanken, den Altarbau als Ganzes wiederherzustellen, wie verschiedentlich vorgeschlagen wurde, lehnte Kekule ab, wie er überhaupt ein Gegner von Rekonstruktionen der Architekturwerke war: durch Vermischung von Originalen und Nachgeahmtem verletzte sie sein feines Empfinden, und er glaubte, in der fremden Museums Umgebung würden sie als bloße Dekorationsstücke statt als zweckerfüllte Kunstwerke erscheinen. Daß der erste Versuch, neue Bahnen zu betreten, wie er mit dem Pergamonmuseum gemacht wurde, nicht ohne Mängel sein konnte, hat auch er nicht verkannt; aber er sah die wesentlichen Bedürfnisse durch das Haus befriedigt, in dem die Kunstwerke so ganz für sich wirkten und die Hülle keinen Augenblick die Aufmerksamkeit ablenkte.“

„Wenn Kekule trotzdem später seine Zustimmung gab zur Niederlegung des Baues, der nur als ein Provisorium bewilligt worden war, und zu einer auf ganz anderer Grundlage beruhenden Aufstellung des Gigantomachiefrieses in einem zukünftigen Prachtbau, so geschah das zunächst im Hinblick auf die Interessen des Ganzen, denen er die seiner Abteilung stets untergeordnet hat und die für die endgültige Ausnützung des auf der Museumsinsel noch verfügbaren Raumes eine andere Anordnung geboten. Der Entschluß wurde ihm erleichtert durch die Bewunderung für den Plan Messels und durch das Vertrauen zur Genialität dieses Künstlers, der tiefes Verständnis an den Tag legte für die unantastbare Größe und die überragende Bedeutung gerade der antiken Kunstschätze, denen er ein neues Heim schaffen sollte.“

„Als Glied eines Ganzen und im Hinblick auf das Ganze zu wirken, war für Kekule ein Bedürfnis, und nichts konnte ihn mehr empören, als wenn er bei anderen Mangel an Gemeinsinn wahrzunehmen glaubte. Die Verfassung der Museumsverwaltung, bei der mit der rasch fortschreitenden Ausdehnung und Spezialisierung der kollegiale Zusammenhang immer lockerer wurde, gab, zumal in späterer Zeit, selten Gelegenheit, diese Gesinnung im offiziellem Zusammenwirken zu betätigen; um so mehr kam sie in privater freundschaftlicher Beratung zur Geltung: in der Förderung der Kollegen sah er die Förderung des Ganzen und damit die Stärkung des Bodens, auf den seine eigene Tätigkeit gegründet war . . .“

„Dieselbe im besten Sinne konservative Auffassung [wie in der wissenschaftlichen Arbeit] hatte er auch für die Museumsaufgaben. Das Museum soll der fortschreitenden Wissenschaft nicht nur folgen, sondern sie auch führen, indem es ihr neues Material zubringt und zusammenstellt: an der Gleichberechtigung der Aufgaben hier und dort hat Kekule stets festgehalten; aber er wollte nicht eine Sammlung von interessanten Studienobjekten, deren Zweck erfüllt ist, wenn sie der Klärung einer gerade auf der Tagesordnung stehenden Frage gedient, als statistisches Material die Feststellung einer Tatsache ermöglicht haben. Nur was bleibenden Wert in sich selbst trägt, eine wirkliche künstlerische Leistung darstellt, war in seinen Augen der Aufnahme in ein Museum würdig; das aber konnte in gleichem Maße bei einem bescheidenen Erzeugnis der Kleinkunst wie bei einem monumentalen Skulpturwerk zutreffen.“

Neben dieser umfangreichen Museumsarbeit hat Kekule sein Lehramt mit großer Gewissenhaftigkeit, gewiß auch mit Freude versehen, aber er hat nicht ohne Bitterkeit die Erfahrung gemacht, daß Berlin trotz der immer steigenden Bedeutung der Antikensammlungen — weitaus der wertvollsten und umfangreichsten auf deutschem Boden — kein günstiges Feld für den archäologischen Unterricht ist, den er sich fruchtbringend nur im engsten Zusammenhange mit der Pflege der gesamten Altertumswissenschaft denken konnte. In seiner Ansprache zum Gedächtnis E. Gerhards, der letzten Äußerung, die gedruckt von ihm vorliegt, bemerkt er, daß Gerhard bei seinen Zuhörern viel Dank und Anerkennung gefunden, aber eine weitergreifende Wirkung auf die philologischen Studenten nicht ausgeübt habe. „Denn schon damals“ — so fährt er fort — „lagen die Verhältnisse in Berlin, die sich seitdem nicht wesentlich geändert haben, dafür nicht günstig. Die Vielheit ausgezeichneter Dozenten der Philologie und alten Geschichte, der Umfang der von ihnen gestellten Anforderungen läßt die große Masse der Studierenden der Philologie an ernsthaft eindringenden archäologischen Studien, die durch die staatliche Prüfungsordnung nicht gefordert werden, vorübergehen — zum Schaden ihrer eigenen Ausbildung, der nachträglich nicht wieder gutgemacht werden kann, und zum Schaden des wissenschaftlichen Betriebes selbst.“ Da auf dem archäologischen Gebiete neben Kekule mehrere andere Dozenten tätig waren, war es natürlich, daß er das Stoffgebiet seiner Vorlesungen einschränkte. Er pflegte einer Einleitung in die Archäologie ein auf mehrere Semester verteiltes Kolleg über die Geschichte der Skulptur folgen zu lassen, das er, wie seine Übungen, in der Skulpturensammlung oder in der Sammlung der Abgüsse abhielt. In einem zumeist sehr zahlreich von Studenten aller

Fakultäten besuchten Publikum liebte er hervorragende Werke der antiken Bildhauerkunst vor den Abgüssen zu erläutern.

War so der Übergang aus den kleinen Bonner Verhältnissen in die komplizierten der Großstadt für Kekule der Anlaß einer Einschränkung des Studienkreises, so mußte ihm auf der anderen Seite der Eintritt in die große Organisation der Berliner Museen, die in ihren verschiedenen Abteilungen unter der Oberleitung seines Freundes R. Schöne sich kräftig entwickelten, reiche Anregungen auf dem ganzen Gebiete der Kunst bieten. Welchen Wert er selbst diesen Anregungen beimaß zeigt eine Bemerkung seiner Rede beim Eintritt in die Akademie der Wissenschaften (30. Juni 1898). Er spricht dort von den großen Stoffsammlungen, welche nach dem Vorbilde der Inschriftensammlungen ins Werk gesetzt wurden, deren Gelingen vielfach von äußeren Bedingungen abhängig sei. „Aber schon bei der ersten Aufnahme des Materials kommen dazu innere Schwierigkeiten, die sich in dem Maße steigern, als von der Sammlung zur Sichtung und Verwertung, und endlich zu dem unvermeidlichen Versuch fortgeschritten wird, eine Einsicht in die höchsten Leistungen ganzer Epochen und der einzelnen Künstler zu gewinnen. Es macht sich dabei das Element des persönlichen Empfindens geltend, das der Reiz und die Gefahr aller wissenschaftlichen Verfolgung großer künstlerischer Leistungen ist — eine Gefahr, die niemals ganz überwunden und nur durch unablässige bescheidene Arbeit an der Ausbildung des eigenen künstlerischen Empfindens und Verstehens vermindert werden kann. Und diese Ausbildung ist schwerlich zu erreichen ohne ein liebevolles Eingehen in die Schöpfungen späterer gleichwertiger Blütezeiten und ohne freudige Teilnahme an der lebendigen Kunst.“ So ist es gewiß kein Zufall, wenn, zumal in den ersten Berliner Jahren, Kekules wissenschaftliche Arbeiten ganz unmittelbar durch Ausblicke auf verwandte Erscheinungen neuerer Kunst befruchtet worden sind. Dahin gehört der Aufsatz über die Darstellung der Erschaffung der Eva, der die Frage, wie in der verlorenen Mitte des Parthenon-Ostgiebels das Wunder der Geburt Athenens aus dem Haupte des Zeus dargestellt sein mochte, durch vergleichendes Studium der Typik jenes biblischen Vorwurfs Licht zu verbreiten sucht (Archäol. Jahrb. 1890 S. 186 ff.), während ein Nebenergebnis dieser Untersuchung, der Aufsatz über einige Holzschnittzeichnungen Holbeins (Jahrb. der kgl. preuß. Kunstsammlungen 1892 S. 1—11), „an einem eng begrenzten Beispiel“ das Problem klarmacht, „das so vielfach unlösbar alle Kunstgeschichte beherrscht, das Verhältnis des persönlichen künstlerischen Schaffens zu den überkommenen Formen“. Eine Durchsicht der Sammlungen des Museums für Völkerkunde hat Kekules Bemerkungen

über Form und Ornament der griechischen und vorgriechischen Vasen veranlaßt (Archäol. Jahrb. 1890, Anz. S. 106). Die aus Flechtwerk hergestellten Gefäße sogenannter Naturvölker führten ihn auf den Gedanken, daß die Formen und die vielfach textilen Ornamentmotive mancher der ältesten auf dem klassischen Boden gefundenen Gefäßgattungen auf eine der Keramik vorausliegende Gefäßbildnerei aus Flechtwerk zurückweise, eine Anregung, welche, lange unbeachtet, jüngst von C. Schuchhardt weiter verfolgt worden ist. Mit Bedacht hat Kekule die ausgezeichneten kleinen Aufsätze, die er für Spemanns „Museum“ beisteuerte, dazu benutzt, um einem weiteren Kreise die Antike durch Vergleichung neuerer Kunstwerke näherzubringen, den etwas frostigen Eindruck der Gleichförmigkeit, wie ihn der Laie aus den italienischen Antikensammlungen mit ihren massenhaften Kopien mitbringt, zu ersetzen durch eine Einsicht in den Reichtum der inneren Entwicklung, die sich vielfach in den gleichen Bahnen bewegt, wie die Kunst uns näher liegender Epochen.

„Die freudige Teilnahme an lebendiger Kunst“, von der Kekule in jener akademischen Rede spricht, ist ihm in Berlin in ganz anderem Maße möglich geworden, als in den Bonner Jahren, in denen ihn nur gelegentliche Ausstellungsbesuche mit den gleichzeitigen Kunstbestrebungen in Berührung brachten, ihn z. B. die von der Antike scheinbar weit sich entfernenden Bildhauer Barye, Frémiet, Rodin — am meisten wohl den erstgenannten — bewundern lehrten, während ihn der die „große Linie“ suchende Meunier kühl ließ. In Berlin bildeten Atelierbesuche die liebste Erholung seiner Sonntage. Hier konnte er aus nächster Nähe die glückliche Entwicklung seines Neffen — bald seines Schwiegersohns — L. von Hofmann verfolgen. Der Maler der Halligen, Jacob Alberts, gab ihm Anlaß zu eingehender Würdigung einiger seiner Gemälde (Die graphischen Künste 1894). Und die geliebte, im Hause eifrig gepflegte Musik, die immer bereite Trösterin und Helferin in dem gehetzten, Körper und Geist anspannenden Berliner Leben, gab mächtige Anregungen, tiefe Freuden durch den Verkehr mit dem Wagnerschen Hause, durch regelmäßige Besuche der Bayreuther Festspiele.

Kekule hat in der Berliner Zeit eine literarische Produktion entfaltet, deren Umfang Bewunderung erregt, wenn man die Lasten des Doppelamtes berücksichtigt, welche durch die Teilnahme an den Geschäften der Zentralkommission des archäologischen Instituts, durch sein Dekanat (1897) und sein Rektorat (1901/2) noch vermehrt wurden. Ich zähle aus diesen 22 Jahren über fünfzig Nummern. Die meisten geben sich in der Form von Veröffentlichungen neuer Erwerbungen der Antikensammlungen; die Winkelmanns-Programme der Berliner Archäologischen

Gesellschaft, seit Kekules Aufnahme in die Kgl. Preußische Akademie der Wissenschaften (1898) auch deren Sitzungsberichte und Abhandlungen gaben dafür zumeist den äußeren Rahmen. Sie sind durchweg kurz gefaßt, alle belebt von einer unnachahmlichen Anmut der Darstellung, die aus natürlicher Leichtigkeit des Formfindens, aus untrüglich sicherem Geschmacke hervorfließt. Der tägliche vertraute Verkehr mit der schönen Sammlung, die frohe Erregung, die die Erwerbung so vieler erlesener Stücke brachte, die weite Überschau über alte und moderne Kunst gab allen, auch den anspruchslosesten unter diesen Arbeiten einen tiefen Gehalt, einen über den Tagesbetrieb der Wissenschaft weit hinausreichenden Wert.

Manche dieser Arbeiten schließen sich, nicht der Form, aber dem Inhalte nach, eng zusammen. Eine Gruppe unter ihnen behandelt die großen attischen Bildhauer des fünften Jahrhunderts. Die myronische Reihe, wie sie Brunn aufgestellt hatte, schon in der Studie über den Kopf des praxitelischen Hermes eindringend charakterisiert, wird vermehrt durch eine bei scheinbarer Ruhe doch reich bewegte Knabenfigur, ein griechisches Originalwerk — den sogenannten *Idolino* (49. Winckelmanns-Programm 1889). Die Veröffentlichung der aus Venedig erworbenen weiblichen Gewandfigur gab den Anlaß zu einer Erörterung über den Stil der Parthenongiebelfiguren, die, getragen von der hohen Freude über den glücklichen Erwerb dieses aus der Verborgenheit hervorgezogenen Schatzes, das Verständnis jener wunderbaren Kunst wesentlich vertieft hat (*Über eine weibliche Gewandstatue aus der Werkstatt der Parthenongiebelfiguren* 1894). Der im Vergleich mit der Kunstart dieser Figur noch altertümlich-herbe Charakter phidiasischer Göttergestalten wird erläutert an der vielleicht Demeter zu benennenden Gewandfigur der Berliner Sammlung (57. Winckelmanns-Programm 1897). Hier läßt sich anreihen der kleine Aufsatz über das Bruchstück einer Porträtstatuette Alexanders des Großen (Sitzungsberichte der Berliner Akademie d. Wiss. 1899). Das Stück war in der ersten, in Kekules Gegenwart begonnenen Ausgrabungskampagne in Priene gefunden worden; mit eigenen Händen hatte Kekule es von der anhaftenden Erde gesäubert und in den Zügen des Antlitzes, wie sie allmählich hervortraten, den Charakter der lysippischen Kunst erkannt, den er schon in der Schrift über die Gruppe des Künstlers Menelaos geschildert, seitdem mehrfach in der Kontroverse über die Bedeutung des bei Plinius überlieferten lysippischen Ausspruches formuliert hatte. Er konnte zehn Jahre später in der Publikation der *Do onabronzen* ein weiteres schönes Beispiel dieser Kunstart erläutern — die stattliche Bronzestatue eines Poseidon.

Eine zweite Gruppe von Abhandlungen ist antiken, vornehmlich griechischen Porträts gewidmet. Es sind zu einem Teil Erläuterungen einzelner Stücke der Berliner Sammlung: des Anakreon (Arch. Jahrb. 1892), des Perikles (61. Winckelmanns-Programm 1901), des früher Marcellus genannten römischen Knabenkopfes (54. Winckelmanns-Programm 1894), zum anderen Teil zusammenfassende Behandlungen ganzer ikonographischer Reihen, der Bildnisse des Herodot (*Γενεθλιακόν* zum Buttmanntage 1899), der des Sokrates (Abh. d. Berl. Akademie d. Wiss. 1908), der attischen Strategenköpfe (ebenda 1910). In allen Fällen ist der ikonographische Teil der Untersuchung mit größter Sorgfalt und Gelehrsamkeit, mit einschneidender, gesunder Kritik durchgeführt, aber daneben die meist über Gebühr vernachlässigte kunstgeschichtliche Betrachtung kräftig, in vorbildlicher Weise hervorgehoben.

Durch viele Jahre gerungen hat Kekule mit der Aufgabe, ein Handbuch über die antike Skulptur zu schreiben, das sich der Reihe der vom Museum herausgegebenen Handbücher einzufügen hatte (1906). Die große Schwierigkeit lag in dem auf die einzelnen Epochen der antiken Kunstgeschichte sehr ungleichmäßig verteilten, vielfach zufälligen Bestände der Sammlung, an die sich doch die Erläuterung anschließen mußte. Er hat hinter dieser bescheidenen Aufgabe zeitweilig die größere zurücktreten lassen, die er sich selbst gesteckt hatte, eine ausführliche Geschichte der antiken Kunst, für die er Vorarbeiten, wie z. B. die Herstellung neuer Aufnahmen der wichtigsten athenischen Skulpturen, schon in den neunziger Jahren in Angriff genommen hatte. Wir dürfen diesen durch Kekules Tod besiegelten Verzicht schmerzlich bedauern. Aber köstlich ist auch das, was wir in dem Handbuch besitzen, bewundernswert die Kunst der Gliederung und Gestaltung des spröden, ungleichartigen Stoffes, die Darstellung bei aller gebotenen Kürze, bei aller vornehmen und abgeklärten Ruhe von anschaulichster Frische. Schilderungen wie etwa die der Kunst des Praxiteles und des Lysipp dürften in unserer kunstwissenschaftlichen Literatur wenig ihresgleichen haben. Kekule hat die Freude erlebt, sein mühevolltes Werk auch von einem breiteren Publikum gewürdigt zu sehen: schon nach Jahresfrist wurde eine zweite Auflage nötig (1907).

Das Handbuch zeigt, auf das Ganze der antiken Skulptur angewendet, die Methode, die sich Kekule schon in den Bonner Jahren erarbeitet, die er in vielen Einzelschriften immer wieder zur Darstellung gebracht, in seiner Lehre unermüdlich eingepreßt hat. Er hat sie am bündigsten formuliert in der wichtigen Rezension der Furtwänglerschen Meisterwerke: „Die unmittelbaren und reinen Quellen sind die Originalarbeiten, die abgeleiteten und getrüben die Kopistenarbeiten. Aus den

reinen und unmittelbaren Quellen muß das Bild einer jeden Epoche gewonnen werden. Von diesen Zeitbildern aus müssen wir unsere Vorstellungen von den einzelnen Künstlern zu gestalten suchen, soweit dies überhaupt noch möglich ist“ (Göttingische Gelehrte Anzeigen 1895, S. 642).

Der zweite große Vorzug des Handbuchs wie der ganzen wissenschaftlichen Produktion Kekules liegt in dem Verzicht auf abstrakte Formulierung der Eigenart bestimmter Kunstrichtungen oder Künstler. Hierin unterscheidet er sich wesentlich von H. Brunn, dessen Werk er fortgesetzt hat. Dieser, um 17 Jahre älter als Kekule, steht sichtlich unter der Macht der spekulativen Philosophie, die in seiner Jugend die Geister beherrschte. Kekule hat zur systematischen Philosophie kaum ein Verhältnis gehabt. Gewiß strebte sein reicher und feiner, in die Tiefe dringender Geist über die Einzelercheinungen und geschichtlichen Reihen hinaus zu allgemeineren Erkenntnissen und Maximen, aber er hatte eine zu große Ehrfurcht vor der unendlichen Kompliziertheit alles geistigen Lebens, aller geschichtlichen Vorgänge, um nicht abstrakte Formeln, wie sie Brunn mit angestrengtem Nachdenken fand, für Netze zu halten, deren allzu weiten Maschen entgleitet, was sie fassen sollten. Auf der anderen Seite lag ihm die Äußerlichkeit geschichtlicher Betrachtung sehr fern, die genug getan zu haben glaubt, wenn sie die Entwicklung des Späteren aus dem Früheren festgestellt hat. Die Hauptsache war ihm immer, das Wesen künstlerischer Richtungen und Individualitäten ahnend, nachschaffend zu empfinden, den Funken des Göttlichen, der in aller echten Kunst lebt, aufzuspüren und anderen andeutend aufzuzeigen. Ausdeutend und andeutend das Nachdenken und die Phantasie seiner Hörer und Leser zu leiten, nicht durch feste Formeln zu binden und zu beschränken, war seine Art. Und mit feinem Takt ging er immer von dem Sichtbaren und Faßbaren aus und vermied auf das glücklichste wie die unklare Begeisterung so die schulmeisterliche Verstandesmäßigkeit, die sich in unserer modernen kunstwissenschaftlichen Literatur so unerfreulich breitmacht. Die Ausbildung des künstlerischen Empfindens und Verstehens durch unablässige, bescheidene Arbeit zu fördern — wie er selbst es ausgedrückt hat —, das können wir von Kekule lernen, und in dieser Lehre liegt, wenn ich recht urteile, der tiefste Segen seiner reichen Lebensarbeit.

Kekule hat das Glück gehabt, trotz mancher Krankheit, die seine letzten Lebensjahre trübte, aus vollem Schaffen abgerufen zu werden. Dem Kaiser konnte er zu seinem fünfzigsten Geburtstag (1909) die prächtige, im Verein mit H. Winnefeld verfaßte Publikation der Bronzen

aus Dodona widmen. Kurz darauf, am 6. März 1909, feierte er seinen siebenzigsten Geburtstag und freute sich der vielen Zeichen treuer Dankbarkeit, die er von Schülern und Verehrern empfing. Im April des Jahres ehrte ihn sein kaiserlicher Herr durch eine Einladung nach Korfu und rührte den körperlich Angegriffenen durch zartsinnige Fürsorge. Im folgenden Jahre erschien die auf mühsamen Sammlungen beruhende Abhandlung über griechische Strategenköpfe; am 70. Winckelmannsfest der Archäologischen Gesellschaft am 9. Dezember 1910 hielt er, schon leidend, die schöne Ansprache zum Gedächtnis seines Lehrers E. Gerhard; — sie sollte mit ihrer Mahnung, „festzuhalten an Winckelmann, aber auch an Gerhards großen Gedanken“, sein Vermächtnis werden. Einen Krankheitsanfall, der ihn nach Weihnachten aufs Lager warf, überwand er so weit, daß er daran denken konnte, seine Vorlesungen wieder aufzunehmen. Einem Rückfall ist er, bis zum letzten Tage voller Hoffnung auf Genesung, am 22. März 1911 erlegen. Er ruht in Bonn, wo ihm, wenn nicht die äußerlich erfolgreichsten, so doch die glücklichsten Jahre beschieden waren.

Die Wissenschaft hat in Kekule einen ihrer vornehmsten Vertreter verloren, den Mann, der, tief wurzelnd in der großen Zeit deutschen Geisteslebens, die Ergebnisse der modernen Ausgrabungstätigkeit, der er selbst große Aufgaben stellen durfte, unbefangenen Sinnes aufgenommen, mit ihrer Hilfe die Forschung auf neue aussichtsreiche Wege geleitet hat.

Übersicht über Kekules literarische Tätigkeit.

Nicht aufgenommen sind die von Kekule gezeichneten, vierteljährlichen kurzen Berichte über die Erwerbungen, Arbeiten usw. der Sammlung antiker Skulpturen und Gipsabgüsse im Jahrbuch der königlich preussischen Kunstsammlungen von Band X 1889 S. L bis Band XXVIII 1907 inkl. sowie die gleichen Berichte über das Antiquarium ebenda von Band XVIII 1897 S. IV bis Band XXVIII 1907 inkl. Dagegen sind einige nicht unterzeichnete Artikel eingereiht worden, für die Kekules Urheberchaft aus dem Briefwechsel mit Benndorf oder sonst festgestellt werden konnte.

1861.

De fabula Meleagrea. Dissert. inaug. Berlin 1861.

Zum Belvederischen Apollo. Archäol. Zeitung XIX 1861, 213* bis 220*; XX 1862, 379*—380*.

1862.

Meleagers Sieg, Ciste in Berlin. Archäol. Zeitung XX 1862, 289 bis 295.

Zur Symbolik der Eidechse. Archäol. Zeitung XX 1862, 310—312.
Gefälschte Psyche. Archäol. Zeitung XX 1862, 335—336.

1863.

Ein Leichnam im Fischernetz. Archäol. Zeitung XXI 1863, 33—37.
Bleigefäß aus Fiesole. Archäol. Zeitung XXI 1863, 123*—124*.

1864.

Pelops ed Hippodamia. Annali dell' Ist. 1864, 83—94.
Ilizia ed Esculapio. Annali dell' Ist. 1864, 108—116.
Rappresentanze gemmarie della Psiche. Annali dell' Ist. 1864,
139—146.

1865.

Meleager venator. Archäol. Zeitung XXIII 1865, 15—16.
Polygnot zu Athen. Archäol. Zeitung XXIII 1865, 31—32.
Statua pompeiana di Apolline. Annali dell' Ist. 1865, 55—71.
Intorno ai Comptes-Rendus de la commission impériale archéologique pour les années 1859—1862. Bullettino dell' Ist. 1865, 59—64.
Gruppo di Ilizia ed Esculapio. Bullettino dell' Ist. 1865, 263—265.
L'infanzia di Esculapio. Nuove Memorie dell' Ist. 1865, 123—128.

1866.

Über den stehenden Discobol im Museum des Vatican. Archäol. Zeitung XXIV 1866, 169—177.
Herakles und Hebe. Archäol. Zeitung XXIV 1866, 177—179.
Herakles und Deianira. Archäol. Zeitung XXIV 1866, 259—261.
Ganimede con l'aquila di Giove. Annali dell' Ist. 1866, 121—125.
Specchio con rappresentanza di Menelao ed Elena. Annali dell' Ist. 1866, 390—407.
Sopra E. v. Sacken und F. Kenner, Die Sammlungen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetts. Bullettino dell' Ist. 1866, 128.

1867.

Hebe. Eine archäologische Abhandlung. Leipzig 1867.
Sopra due scoperte archeologiche riguardanti l'Apollo di Belvedere. Annali dell' Ist. 1867, 124—140.
Vaso dipinto della raccolta già Santangelo ora nel Museo Nazionale di Napoli interpretato da R. K. Strenna festosa offerta a G. Henzen 1867.
Athena-Statue in Villa Borghese. Archäol. Zeitung XXV 1867, 25—26.
Scavi di Pompei. Bullettino dell' Ist. 1867, 161—169.

1868.

Notizia intorno ad una statuetta di bronzo. Annali dell' Ist. 1868, 316—319.
Notizia intorno ad una collezione di terrecotte greche in potere del Signor Comnos in Atene. Bullettino dell' Ist. 1868, 50—60.

1869.

Die antiken Bildwerke im Theseion zu Athen. Leipzig 1869.
Die Balustrade des Tempels der Athena-Nike in Athen. Leipzig 1869.
Herakles und Hebe auf griechischen Reliefs. Archäol. Zeitung XXVII 1869, 104—105.

Zur Vase mit Eros und Psyche. Archäol. Zeitung XXVII, 1869, 116.

A. Conze, Beiträge zur Geschichte der griechischen Plastik. Neue Jahrbücher für Philologie u. Pädagogik IC 1869, 81—91.

1870.

H. Heydemann, Griechische Vasenbilder. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik CI 1870, 745—748.

Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik, zweite Auflage 1869. Philologischer Anzeiger II 1870, 97—99 (ungezeichnet).

Emil Wolff, Kurze Anleitung zu einem zweckmäßigen Besuch der päpstlichen Museen antiker Bildwerke des Vatikans und Kapitols. Philologischer Anzeiger II 1870, 107—108 (ungezeichnet).

Die Gruppe des Künstlers Menelaos in Villa Ludovisi. Leipzig 1870.

Testa di bronzo rappresentante Apollo. Annali dell' Ist. 1870, 263—267.

Römische Funde in Wiesbaden. Annalen des Vereins f. Nassauische Altertumskunde u. Geschichtsforschung X 1870, 361—363.

Christliche Inschrift in Wiesbaden. Ebenda 364.

1871.

Relief mit Darstellung von Zeus, Hera und Hebe. Archäol. Zeitung XXVIII 1871, 4—5.

1872.

Das akademische Kunstmuseum zu Bonn. Bonn 1872.

Über eine angebliche Darstellung der Tyche mit Plutos. Archäol. Zeitung XXIX 1872, 51—52.

La partenza di Trittolemo. Annali dell' Ist. 1872, 226—230.

Intorno al grupo di Mirone rappresentante Marsia e Minerva ed esposto sull' acropoli di Atene. Bullettino dell' Ist. 1872, 282.

Die Behandlung der Abgüsse im Berliner Museum. Im neuen Reich II 2 1872, 697—700.

1873.

Specchi di Palestrina. Annali dell' Ist. 1873, 124—130.

1874.

Vase des Euthymides. Archäol. Zeitung XXXI 1874, 95—96, 152.

Zur Restauration der Venus von Milo. Archäol. Zeitung XXXI 1874, 136—137.

Testa arcaica di Villa Ludovisi. Annali dell' Ist. 1874, 38—45.

Testa di marmo. Annali dell' Ist. 1874, 172—175.

Über Conzes Heroën- und Göttergestalten der griechischen Kunst. Zeitschrift für die österr. Gymnasien 1874, 487—494.

Zur Geschichte der antiken Kunst. Bäder von Mittelitalien und von Unteritalien, zuerst 1874, vom Verfasser mehrmals revidiert.

Wolfgang Helbig, Untersuchungen über die campanische Wandmalerei. Lützows Zeitschrift für bildende Kunst IX 1874, 291—292 (ungezeichnet).

1875.

Athena und Marsyas, Marmorrelief in Athen. Archäol. Zeitung XXXII 1875, 93.

Zeus Talleyrand. Archäol. Zeitung XXXII 1875, 94—99.

1876.

Über die Entstehung der Götterideale der griechischen Kunst.
Vortrag, gehalten zu Bonn am 4. Dezember 1876. Stuttgart 1877.
Marmorkopf aus Athen. Athen. Mitteil. I 1876, 177—183.

1877.

Über einen Cameo in Syrakus. Commentationes in honorem
Mommsemi 1877, 481—488.

1878.

Griechische Tonfiguren aus Tanagra, im Auftrage des Kaiserl.
Deutschen Archäologischen Instituts zu Berlin, Rom und Athen nach
Aufnahmen von L. Otto herausgegeben. Stuttgart 1878¹⁾.
Apolloköpfe. Archäol. Zeitung XXXVI 1878, 7—9.

1879.

Über ein griechisches Vasengemälde im Akademischen Kunst-
museum zu Bonn. Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des
Kais. Deutschen Instituts für archäologische Korrespondenz zu Rom am
21. April 1879, herausgegeben von der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-
Universität zu Bonn. Bonn 1879.

Marmorgruppe der Sammlung Modena in Wien. Archäologisch-
epigraph. Mitteil. aus Österreich III 1879, 2—18.

1880.

Das Leben Friedrich Gottlieb Welckers nach seinen eigenen Auf-
zeichnungen und Briefen. Leipzig 1880.

Die antiken Terrakotten, im Auftrage des Archäol. Instituts des
Deutschen Reiches herausgegeben. Band II: Die Terrakotten von
Sizilien, bearbeitet von R. K. Berlin u. Stuttgart 1880.

Coppa cornetana col mito di Arianna. Annali dell' Ist. 1880,
150—158.

Reliefschale mit Artemis. Athen. Mitteil. V 1880, 256—258, 294.

Goeler von Ravensburg, Venus von Milo. Deutsche Literatur-
zeitung I 1880, 18—19.

C. Robert, Thanatos. Deutsche Literaturzeitung I 1880, 382—383.

Die österreichischen Ausgrabungen auf Samothrake. Beilage z. Allgem.
Zeitung 1880 Nr. 133, 1937.

1881.

Die Reliefs an der Balustrade der Athena-Nike. Nach neuen
Zeichnungen und Entwürfen von L. Otto. Stuttgart 1881.

Über den Kopf des praxitelischen Hermes. Stuttgart 1881.

Eine neue Geschichte der Kunst des Altertums (Perrot, Histoire
de l'art dans l'antiquité). Im neuen Reich XI 2 1881, 1005—1007.

B. Stark, Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst.
Deutsche Literaturzeitung II 1881, 91—92.

Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik, 3. Aufl. 2. Halb-
band. Deutsche Literaturzeitung II 1881, 526—528.

¹⁾ Etwa gleichzeitig muß der kleine Aufsatz: „Über die Tanagraischen
Terrakotten“ verfaßt sein, der mir in einem Sonderabzuge — offenbar aus
einer deutschen Monatsschrift dieser Jahre — vorliegt. Genaueres zu er-
mitteln ist mir leider bisher nicht gelungen.

1882.

Über einige Vasen des Hieron. Archäol. Zeitung XL 1882, 1—18.
Victoria aus Sablon bei Metz. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte u. Kunst 1882, 291—293.

C. Robert, Bild und Lied. Deutsche Lit.-Ztg. III 1882, 611—612.

O. Benndorf, Vorläufiger Bericht über zwei österreichische archäologische Expeditionen nach Kleinasien. Deutsche Literaturzeitung III 1882, 853—854.

Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrg. I und Jahrg. II 1. Deutsche Literaturzeitung III 1882, 968—969.

N. v. Stackelberg, O. M. v. Stackelberg. Deutsche Literaturzeitung III 1882, 1322—1323.

Hasse, Venus von Milo. Deutsche Literaturzeitung III 1882, 1653—1654.

J. Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik. II. Band. Deutsche Literaturzeitung III 1882, 1828—1829.

1883.

Zur Deutung und Zeitbestimmung des Laokoon. Berlin und Stuttgart 1883.

Über einige mit den Skulpturen von Olympia verwandte Werke.

I. Der Dornauszieher. Archäol. Zeitung XLI 1883, 229—248.

Zur Geschichte der griechischen Kunst. Bäderer von Griechenland LXI—CXI 1883.

1884.

Über die Anordnung der Figuren im Ostgiebel des Zeustempels zu Olympia. Rheinisches Museum für Philologie. N. F. XXXIX 1884, 481—490.

G. Treu, Sollen wir unsere Statuen bemalen? Deutsche Literaturzeitung V 1884, 743—744.

Overbeck, Pompeji. Deutsche Lit.-Ztg. V 1884, 1349—1350.

Heuzey, Les figurines antiques de terre cuite du Musée du Louvre. Deutsche Literaturzeitung V 1884, 1132.

Veyries, Les figures criophores dans l'art grec. Deutsche Literaturzeitung V 1884, 1920—1921.

1885.

Nochmals der Ostgiebel des Zeustempels zu Olympia. Rheinisches Museum für Philologie. N. F. XL 1885, 308—309.

H. Brunn, Über die kunstgeschichtliche Stellung der pergamenischen Gigantomachie. Deutsche Literaturzeitung VI 1885, 389—390.

Großherzoggl. badische Altertümersammlung, antike Bronzen. N. F. Heft II u. III. Deutsche Literaturzeitung VI 1885, 1425.

Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf antiken Münzen hellenischer und hellenisierter Völker. Deutsche Literaturzeitung VI 1885, 1494.

1886.

Jahrbuch des Kais. Deutschen archäol. Instituts I. Deutsche Literaturzeitung VII 1886, 1421—1422.

Rede bei der Eröffnung des neuen akademischen Kunstmuseums zu Bonn am 4. November 1884 (als Manuskript gedruckt 1886).

1888.

Über eine Statue in der Glyptothek in München. Archäol. Jahrbuch III 1888, 37—45.

Der Euphorbos-Teller und Homer. Rheinisches Museum für Philologie. N. F. XLIII 1888, 481—485.

1889.

Über die Bronzestatue des sogen. Idolino. 49. Programm zum Winckelmannsfest der Archäol. Gesellschaft zu Berlin. Berlin 1889.

1890.

Über die Darstellung der Erschaffung der Eva. Eine Studie zum Parthenonostgiebel. Archäol. Jahrbuch V 1890, 186—209.

Form und Ornament der ältesten griechischen und vorgriechischen Vasen. Archäol. Jahrbuch V 1890, Anz. 106—107.

R. Lepsius, Griechische Marmorstudien. Deutsche Literaturzeitung XI 1890, 1468—1470.

E. Reisch, Griechische Weihgeschenke. Deutsche Literaturzeitung XI 1890, 349.

C. Häberlin, Studien zur Aphrodite von Melos. Deutsche Literaturzeitung XI 1890, 678.

1891.

Neuigkeiten auf dem Gebiete der antiken Kunst. Beilage zur Augsb. Allgem. Zeitung 1891 Nr. 140, 1—2.

1892.

Anakreon. Archäol. Jahrbuch VII 1892, 119—126.

Über einige Holzschnittzeichnungen Holbeins. Jahrbuch der Kgl. preuß. Kunstsammlungen 1892, 1—11.

1893.

Über einen angeblichen Ausspruch des Lysipp. Archäol. Jahrb. VIII 1893, 39—51; vgl. Anz. 11.

Bericht über die Sammlung der antiken Skulpturen und Gipsabgüsse in den kgl. Museen zu Berlin 1892. Archäol. Jahrb. VIII 1893, 72—82.

1894.

Über eine weibliche Gewandstatue aus der Werkstatt der Parthenongiebelfiguren. Berlin 1894.

Über einen bisher Marcellus genannten Kopf in den kgl. Museen. 54. Programm zum Winckelmannsfest der Archäol. Gesellschaft zu Berlin. 1894.

Die Ausgrabungen in Magnesia am Mäander. Archäol. Jahrb. IX 1894, Anz. 76—84.

Jacob Alberts. Die graphischen Künste. XVII 1894, 108—119.

1895.

Das Plato-Relief. Archäol. Jahrbuch X 1895, Anz. 107—108.

A. Furtwängler, Meisterwerke der griechischen Plastik. Göttingische gelehrte Anzeigen 1895, 625—643.

1896.

De tanzende Mänade in den kgl. Museen zu Berlin. Amtliche Berichte aus den kgl. Kunstsammlungen XVII 1896 Beilage, XLIX bis LIV.

Ernst Curtius (Nachruf). Die Gegenwart, hrsg. von Th. Zolling, I, 119—121. (Auszug; vollständig erschienen als Sonderdruck Berlin 1896 unter dem Titel: E. C., Gedächtnisrede, gehalten bei der von der Berliner Studentenschaft am 26. Juli 1896 veranstalteten Trauerfeier.)

Zur Würdigung des weiblichen Kopfes aus Pergamon. Spemanns Museum I 1896, 5—6.

Laokoon. Spemanns Museum I 1896, 41—43.

1897.

Über Kopien einer Frauenstatue aus der Zeit des Phidias. 57. Programm zum Winckelmannsfeste der Archäol. Gesellschaft zu Berlin. 1897.

Über das Peliadenrelief in den kgl. Museen zu Berlin. Archäol. Jahrbuch XII 1897, 96—100, Anz. 136—137.

Archäologische Bemerkungen zur Sabouroffschen Bronze. Amtliche Berichte aus den kgl. Kunstsammlungen XVIII 1897 Beilage, LVII bis LXXIV.

Zur Beurteilung der Antike. Spemanns Museum II 1897, 1—4.

Der Dornauszieher. Spemanns Museum II 1897, 25—28.

1898.

Archaischer Frauenkopf aus Sizilien. Festschrift für Benndorf, 1898, 121—125.

Großes Grabrelief in den kgl. Museen zu Berlin. Antike Denkmäler II, Heft 3, 1895—1898, 16—17.

Zur Erklärung des bei Plinius überlieferten Ausspruches des Lysipp. Archäol. Jahrbuch XIII 1898, Anz. 183—185.

Antrittsrede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibnizschen Geburtstages am 30. Juni 1898. Sitzungsberichte 1898, 437—440.

Goethe und Welcker. Goethe-Jahrbuch XIX 1898, 186—201.

Archäologische Erklärung eines Aphroditetorsos in den kgl. Museen. Amtliche Berichte aus den kgl. Kunstsammlungen XIX 1898 Beilage, LIII—LVI.

Die Universitätszeit (des Kronprinzen Wilhelm) in Bonn, in: Zehn Jahre der Regierung Wilhelms II., herausgegeben von G. W. Büxenstein. Berlin 1898, 27—32.

1899.

Die Bildnisse des Herodot. *Γενεθλιαχόν* zum Buttmanntage 1899, 31—49.

Über das Bruchstück einer Porträtstatuette Alexanders des Großen. Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akademie d. Wiss. 1899, 280—288.

Die Gruppe des Pasquino. Spemanns Museum IV 1899, 61—64.

1900.

Vorläufiger Bericht über die von den kgl. Museen begonnenen Ausgrabungen in Milet. Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akademie d. Wiss. 1900, 104—115.

1901.

Die Vorstellungen von griechischer Kunst und ihre Wandlung im 19. Jahrhundert. Rede bei Antritt des Rektorats, gehalten in der Aula

der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität am 15. Oktober 1901 (auch als Sonderdruck bei G. Reimer 1908 erschienen).

Über das Bildnis des Perikles in den kgl. Museen. 61. Programm zum Winckelmannsfeste der Archäol. Gesellschaft zu Berlin 1901.

Über das Relief mit der Inschrift C. J. L. VI 426. Sitzungsber. der Kgl. Preuß. Akademie d. Wiss. 1901, 387—398.

1902.

Zur Geschichte des archäologischen Unterrichts in Berlin unter Friedrich Wilhelm III. Rede zur Gedächtnisfeier am 3. August 1902 in der Aula der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität, gehalten von dem zeitigen Rektor R. K. v. Str. 1902.

Über das Bruchstück einer altattischen Grabstele. Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akademie d. Wiss. 1902, 387—401. -

1904.

Über den Apoll des Kanachos. Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akademie d. Wiss. 1904, 786—801.

1905.

Echelos und Basile. 65. Programm zum Winckelmannsfeste der Archäol. Gesellschaft zu Berlin. 1905.

Nachruf für August Kalkmann. Archäol. Jahrbuch XX 1905, Anz. 32—33.

Georg Zoëga. Rede zum Winckelmannsfeste der Archäol. Gesellschaft zu Berlin 1905. Archäol. Jahrbuch XX 1905, Anz. 175—179.

1906.

Die griechische Skulptur. (Handbücher der kgl. Museen zu Berlin.) 1. Aufl. 1906, 2. Aufl. 1907.

Die Bildnisse des Sokrates. Abhandlungen der kgl. preuß. Akademie d. Wiss. 1908.

1908.

Die Geburt der Helena aus dem Ei. Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akademie d. Wiss. 1908, 691—703.

Nachruf für A. Furtwängler. Archäol. Jahrbuch XXIII 1908, Anz. 40—41.

1909.

Bronzen aus Dodona in den kgl. Museen zu Berlin, hrsg. von R. K. v. Str. und H. Winnefeld. Berlin 1909.

Bronzestatuetten eines sterbenden Galliers in den kgl. Museen. 69. Programm zum Winckelmannsfeste der Archäol. Gesellschaft zu Berlin. 1909.

Über den Bronzekopf eines Siegers in Olympia. Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akademie d. Wiss. 1909, 694—706.

1910.

Nekrolog auf Hamdi-bey. Archäol. Jahrbuch XXV 1910, Anz. 542—543.

Strategenköpfe. Abhandlungen d. Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. 1910.

Eduard Gerhard. Ansprache beim 70. Winckelmannsfeste der Archäol. Gesellschaft zu Berlin am 9. Dezember 1910.